

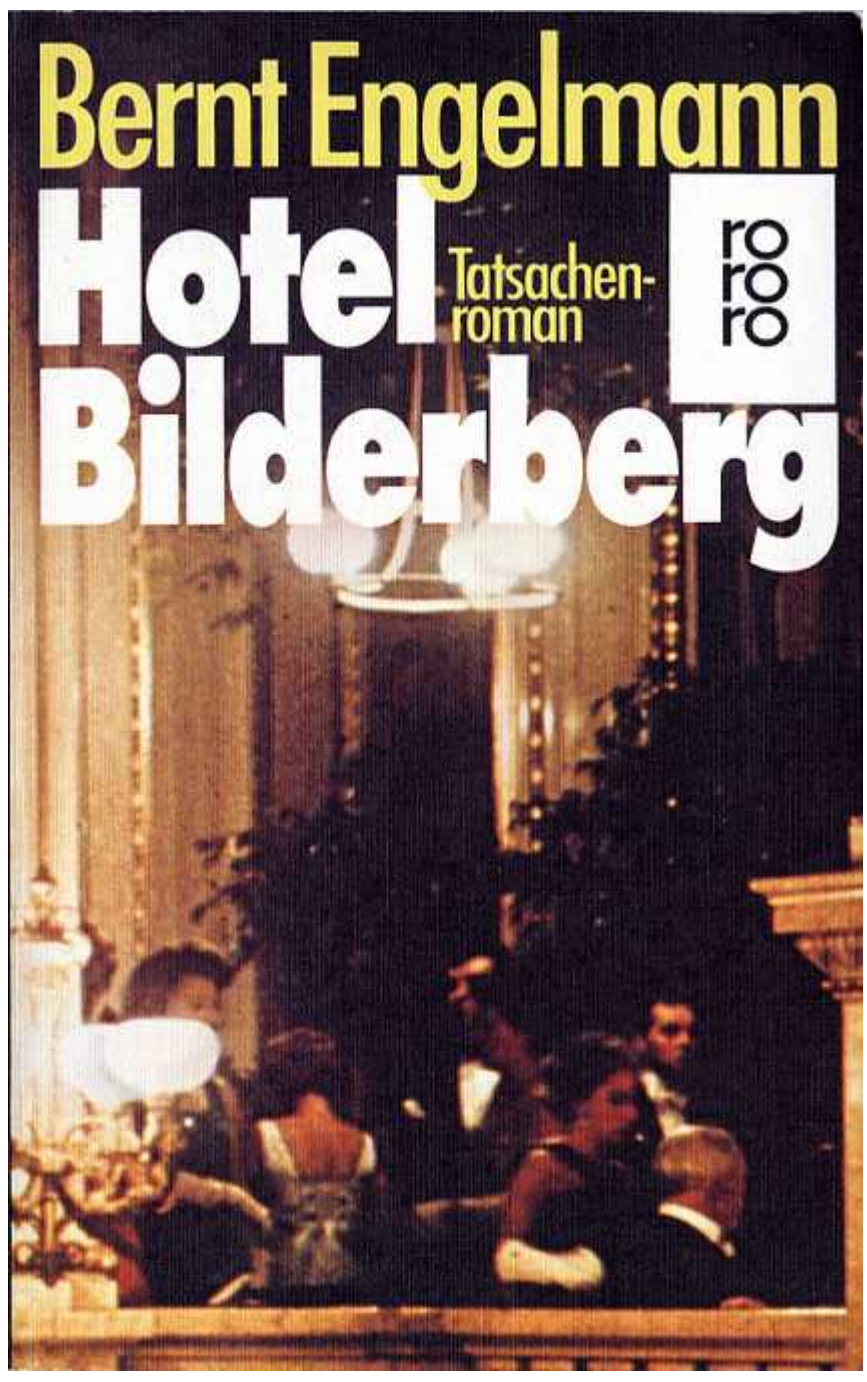
Bernt Engelmann

Hotel

Tatsachen-roman

ro
ro
ro

Bilderberg



Zu diesem Buch

«Einer netten, nicht ganz mittellosen alten Dame wird von einer jungen Journalistin auf dem Flug von New York nach Amsterdam das Leben gerettet. Die alte Dame bittet Pat, die Journalistin, fürs Wochenende ihr Gast zu sein, und Pat willigt ein, mehr aus Verwirrung als aus Berechnung. Die alte Dame führt Pat kurzerhand als ihre «Enkelin» in das diskret, aber lückenlos bewachte Hotel de Bilderberg ein, und ein Spiel beginnt, das Pat nur langsam durchschaut. In dem Hotel wohnt der «liebe Bernhard», wie ihn die alte Dame nennt, Prinz Bernhard von den Niederlanden, außerdem ein deutscher Gast aus Bonn (dessen Namen man leider nicht erfährt), und beide sind aus demselben Grund sehr außer Fassung: Die massiven Bestechungen der Firma Lockheed sind gerade ruchbar geworden... Und die nette alte Dame, die außer begehrten Aktien eine Liste mit Namen besitzt, die in den Skandal verwickelt sind, pokert in diesem Spiel kräftig mit, ungeachtet weiterer Attentatsversuche. Soweit der Rahmen der spannenden Handlung des Romans. Mit der schon bewährten Methode («Großes Bundesverdienstkreuz»), Tatsachen aus Politik und Wirtschaft dem Leser in einem erzählerischen Ablauf zu vermitteln, zeigt Engelmann die Verfilzungen, Machtstrukturen und wenig feinen Mittel großer Weltkonzerne. Wie sie zu Macht und Reichtum kamen, das erzählt im Plauderton der Eingeweihten die alte Dame: du Pont, Nassau-Oranien, die Rothschilds, Rockefeller. Und nebenbei erfährt man vom Klub der Bilderberger, so benannt nach dem Hotel de Bilderberg, in dem er gegründet wurde. Eine Art geheimer Lenkungsausschuß der westlichen Welt, in dem die Konzernbesitzer das Sagen haben. Ein aktiver «Bilderberger» ist dem Autor zufolge auch Franz Josef Strauß... Den Informationen, die in diesem Buch stehen, ist offenbar zu trauen. Erfunden sind nur einige Figuren, die die Teile der Handlung miteinander verknüpfen. Personen und Sachen werden mit Namen, Jahr und Tag genannt.

Bernt Engelmann, geboren 1921 in Berlin, ist einer der erfolgreichsten Sachbuchautoren der Bundesrepublik. Er veröffentlichte unter anderem «Meine Freunde, die Millionäre», «Meine Freunde, die Manager», «Die Macht am Rhein», «Deutschland ohne Juden», «Krupp - Die Geschichte eines Hauses», «O wie oben», «Das Reich zerfiel, die Reichen blieben», «Ihr da oben - wir da unten» (mit Günter Wallraff; rororo Nr. 6990), «Wir Untertanen», «Einig gegen Recht und Freiheit», den Tatsachenroman «Großes Bundesverdienstkreuz» (rororo Nr. 1924), «Trotz alledem. Deutsche Radikale 1777-1977» (rororo Nr. 7194) und «Preußen. Land der unbegrenzten Möglichkeiten». Bernt Engelmann lebt in Rottach-Egern.

Bernt Engelmann

Hotel Bilderberg

Tatsachenroman

Rowohlt

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, Januar 1980
Copyright © 1977 by Autoren Edition/Athenäum Verlag,
Königstein/Ts.
Umschlagentwurf Werner Rebhuhn (Foto: VTP/Schapowalow)
Satz Garamond (Linotron 404)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
480-ISBN 3 499 14471 9

1. Ein Zwischenfall an Bord

Er stand einen halben Schritt hinter der Stewardess, die ihren Erster-Klasse-Passagieren noch vorschriftsmäßig zulächelte. Aber es war ein gefrorenes Lächeln, und aus ihren weit aufgerissenen Augen sprach die nackte Angst. Denn der Mann hatte ihr das Mikrofon aus der Hand gerissen, und den langen, schmalen Dolch in seiner Rechten hielt er auf den Nacken einer alten Dame gerichtet. Die Spitze berührte ihre Haut genau unterhalb der Perlenschnur, die sie trug, und wie scharf die Waffe geschliffen war, zeigte sich, als die alte Dame, die vor Schreck den Atem angehalten hatte, einmal tief Luft holte: Die Dolchspitze durchschnitt die Nylonschnur im Knoten zwischen zwei dicken Perlen. Das Kollier rutschte seiner Trägerin rasselnd in den Schoß, und auf dem entblößten Nacken trat ein Tropfen Blut aus der welken Haut.

«Keine Bewegung, Leute! Niemand rührt sich vom Fleck — verstanden!?»

Er sprach Englisch mit puertorikanischem Akzent und hielt das Mikrofon dicht vor den Mund. Noch sehr jung war er, höchstens zwanzig. Sein blauschwarzes Haar glänzte. Seine dunklen Augen mit auf Streichholzkopfgröße verengten Pupillen irrten von einem Fluggast zum anderen.

«Macht keine Dummheiten, Leute, euch passiert ja nix! Ich werde jetzt...»

Was immer er vorhatte, blieb sein Geheimnis. Denn plötzlich stand hinter ihm eine junge Frau in der Verbindungstür zur Touristenklasse.

«*José! Nò! Nò!*» schrie sie.

Es lag soviel Entsetzen darin, daß er erschrocken herumfuhr, mitten im Satz.

Noch in derselben Sekunde traf ihn ein Schlag. Er brach zusammen. Der Dolch fiel zu Boden. Die scharfe Spitze bohrte sich in den Teppich, und der Griff schwankte noch eine Weile. Der stämmige Mann mit der dunklen Sonnenbrille, der den Hieb geführt hatte, ließ den Totschläger rasch wieder in die Tasche

gleiten, beugte sich zu dem reglos am Boden Liegenden, befühlte kurz dessen Schläfen und Hals, nickte dann und richtete sich wieder auf.

«Kannten Sie ihn?» fragte er die junge Frau, die geschrien hatte und jetzt fassungslos auf das leblose Bündel am Boden starrte.

Sie schüttelte den Kopf.

«Es war eine Verwechslung», flüsterte sie, «es ist ja gar nicht José. Ist er etwa...?»

«Ja, er ist tot», sagte der Mann mit der dunklen Sonnenbrille. Es klang ganz sachlich, wie wenn nur vom Wetter die Rede gewesen wäre.

Der ganze Zwischenfall hatte weniger als eine Minute gedauert. Aber nach der Landung am Zielflughafen Schiphol waren fast drei Stunden vergangen, bis die Polizei die Verhöre der Fluggäste und Besatzungsmitglieder beendet hatte. Die Sonderkommission aus Amsterdam und die beiden aus Den Haag herübergekommenen hohen Sicherheitsbeamten waren sehr höflich, aber auch ungemein hartnäckig gewesen.

Die ersten, die sie vernommen und schon nach knapp zehn Minuten mit der Versicherung entlassen hatten, die kleine Verzögerung tue ihnen unendlich leid, waren der stämmige Mann mit der dunklen Sonnenbrille und dessen Chef, beide Inhaber von Diplomatenpässen des Öl-Scheichtums Qatar. Als letzte der Passagiere hatten die alte Dame, ihre Sitznachbarn und schließlich die junge Frau, deren Schrei dem vermeintlichen Jose zum Verhängnis geworden war, den Flughafen verlassen dürfen.

Am Ausgang war diese junge Amerikanerin von der alten Dame, die geduldig auf sie gewartet hatte, mit den Worten empfangen worden:

«Kindchen, Sie haben mir das Leben gerettet! Wie kann ich Ihnen danken? Ich weiß nicht mal Ihren Namen!»

«Ich heiße Patricia Rosenblatt und bin aus New York. Nennen Sie mich einfach Pat — aber...»

«Kein aber», hatte die alte Dame ihr das Wort abgeschnitten, «ich bin Mrs. Cornelia Vandermeulen, aber Sie dürfen Cornelia zu mir sagen, Pat, das tun sogar meine Enkel. Kommen Sie, dort

wartet mein Wagen!»

Es war vielleicht nur dem Umstand zuzuschreiben, daß die junge Amerikanerin noch ganz unter dem Eindruck des tödlichen Zwischenfalls an Bord des Flugzeugs stand, der sie weit mehr mitgenommen hatte als die alte Dame. Jedenfalls war Patricia Rosenblatt der freundlichen Aufforderung ohne sichtbares Zögern gefolgt.

Pat hatte sich, während ihr Koffer von einem livrierten Chauffeur im Heck eines großen Bentley bereits verstaut wurde, nur noch einmal, wie hilfesuchend, zu den Mitreisenden umgesehen, die in ein paar Schritt Entfernung auf den Omnibus warteten. Einen der Passagiere, einen jungen Amerikaner, mit dem sich Pat wohl unterwegs angefreundet hatte, sah sie fragend an. Er hatte ihr aufmunternd zugenickt, und daraufhin war sie Mrs. Vandermeulen zum wartenden Auto gefolgt und hatte neben der alten Dame auf dem Rücksitz Platz genommen, sich in die Polster sinken lassen und nur noch schwach genickt, als die alte Dame sehr bestimmt erklärt hatte:

«Sie sind ganz blaß, mein Kind, und völlig erschöpft. Sie brauchen jetzt absolute Ruhe nach all der Aufregung, sonst - Wellem, den Brandy, rasch!»

Das war vor einer guten halben Stunde gewesen, als es Pat plötzlich schwarz vor den Augen geworden war. Jetzt, nach einem Becher voll Cognac aus Mrs. Vandermeulens Reiseflasche, fühlte sich Pat soweit erholt, daß sie sich aufrichtete und aus dem Fenster schaute. Sie fuhren in einem ihr mäßig erscheinenden Tempo über eine wenig belebte Autobahn. Eine völlig ebene, von einer freundlichen Nachmittagssonne beschienene Wiesenlandschaft glitt an ihnen vorbei. Ein Schild verkündete: Arnhem 25 km.

«Wohin entführen Sie mich eigentlich?» erkundigte sich Pat und lächelte dabei.

Mrs. Vandermeulen blickte von ihrem Strickzeug auf und fand, daß sich die junge Dame sehr zu ihrem Vorteil verändert hatte: Die Blässe war aus ihrem Gesicht verschwunden, die blauen Augen strahlten sie freundlich an, und mit einer Handbewegung hatte Pat sogar ihren eben noch strähnig wirkenden blonden

Haaren den Anflug einer lockeren Frisur zu verschaffen vermocht.

«Ja, sie eignet sich wirklich ganz vorzüglich!» befand die alte Dame abschließend für sich befriedigt.

Dann packte sie ihr Strickzeug weg und sagte zu Pat: «Wie schön, Kindchen, daß es Ihnen jetzt besser geht! Ich habe ähnliche Sachen schon öfter erlebt - mir macht das nicht mehr soviel aus. Aber für Sie muß es ein böser Schock gewesen sein. Sie brauchen jetzt erst einmal völlige Ruhe - vor allem vor neugierigen Reportern und Pressefotografen. Wenn Sie eine Verabredung haben sollten, so können Sie gleich telefonieren und den Termin um ein paar Tage verschieben. Wir sind in drei, vier Minuten am Ziel. Es ist ein sehr stilles, angenehmes Hotel, mitten in einem großen Park und dicht am Wald. Sie sind natürlich mein Gast, Kindchen, und es soll Ihnen an nichts fehlen!»

«Sie sind wirklich sehr freundlich, Mrs. Vander... - Cornelia, wollte ich sagen. Womit habe ich das verdient? Es war reiner Zufall, und es hätte auch...»

«Keine Widerrede, Pat», fiel ihr Mrs. Vandermeulen ins Wort, «Sie haben mir das Leben gerettet, Sie brauchen Erholung von dem Schreck, und außerdem bin ich furchtbar neugierig...» Pat lächelte ihr zu und sah sich ihre Gastgeberin etwas genauer an. Mrs. Cornelia Vandermeulen war ein zierliches Persönchen, hatte ein freundliches, sonnengebräuntes Gesicht mit einer kleinen Stupsnase, die ihr etwas Jugendliches gab, trotz der weißen Haare. «Eine Großmutter, wie man sie sich wünscht», dachte Pat, «eine richtige Bilderbuch-Oma. Sicher schon Mitte siebzig, - mehr als dreimal so alt wie ich -, aber sie hat die besseren Nerven und mindestens doppelt soviel Energie...»

«Da sind wir», unterbrach Mrs. Vandermeulen Pats Gedanken, «Sie brauchen sich um gar nichts zu kümmern, Pat! Welchem besorgt unser Gepäck, und ich erledige die Anmeldung. Sie sind meine Enkelin - dann müssen Sie nicht mal Ihren Paß vorzeigen!»

Pat warf ihr einen erstaunten Blick zu, schaute dann neugierig aus dem Fenster. Gerade bog der Wagen von der Straße ab und fuhr auf eine Parkeinfahrt zu. Auf einem Schild stand in Goldbuchstaben: «Hotel de Bilderberg».

«Da fällt mir ein, Pat», ließ sich Mrs. Vandermeulen etwas zögernd vernehmen, während der Wagen über einen breiten Kiesweg hügelan zum Hoteleingang fuhr, «ich habe vergessen, Sie zu fragen, ob Sie streng religiös sind - ich meine, wegen des Abendessens... ?»

Pat war zunächst verblüfft.

«Woher...?» begann sie, dann fiel es ihr ein. «Mein Name, nicht wahr? Ja, Rosenblatt klingt wirklich sehr jüdisch, aber schon meine Eltern nahmen es nicht so genau damit, außer wenn Großvater zu Besuch kam. Nein, Sie brauchen sich deshalb keine Gedanken zu machen, Cornelia, aber es war dennoch sehr nett von Ihnen, daran zu denken...»

Als sie zwei Stunden später in der Hotelhalle bei einem Glas Sherry saßen, hatte Pat von Mrs. Vandermeulen, ihrer angeblichen Großmutter, kaum mehr erfahren als zuvor. Cornelia hatte lediglich erzählt, daß sie in New York ein Apartment am Central Park hatte und dort jeweils im Herbst und im Frühling ein paar Wochen lang zu wohnen pflegte. Und Pat war aufgefallen, daß Mrs. Vandermeulen fließend Holländisch sprach und im Hotel mit ungewöhnlichem Respekt behandelt wurde.

Dagegen hatte sie der wirklich sehr neugierigen Cornelia fast alles über sich selbst erzählt: Daß ihr früh verstorbener Vater ein kleiner Bankangestellter gewesen war; daß ihre Mutter Gesang- und Klavierstunden gab; daß sie ihre Jugend zunächst in Bronx verbracht, dann mit einem Guggenheim-Stipendium ein College besucht und an der New Yorker Columbia-Universität Soziologie, ein wenig Rechtswissenschaft und Psychologie sowie Journalistik studiert hatte; daß sie seit sechs Monaten als Gerichts- und Lokalberichterstatterin bei der *«Tribune»* angestellt war und sich daneben vor allem mit Jugendkriminalität befaßte. Sie erzählte, daß sie in ihrer Freizeit in einem Team mitarbeite, das sich in den New Yorker Slums mit gefährdeten Heranwachsenden, deren speziellen Problemen und den Möglichkeiten der *Sozialisation*, zumindest der älteren Schulkinder, intensiv beschäftigte, daß sie jetzt drei Wochen Urlaub hätte und mit einem Zuschuß der Rockefeller-Stiftung nach Europa geflogen sei, um in Amsterdam, Hamburg und Stockholm die europäischen Methoden zur

Bekämpfung der Jugendkriminalität kennenzulernen. Und daß sie dann noch nach London wollte, wo sie zu einem Vortrag eingeladen sei.

«Ein volles Programm», bemerkte dazu Mrs. Vandermeulen und fügte überraschend hinzu: «Und wie war das mit José?»

«Er war eins unserer Sorgenkinder - mein Gott, was für Mühe haben wir uns mit ihm gegeben!» Pat hielt einen Augenblick lang inne und fuhr dann fort: «Ein intelligenter Bengel, aber er war nie länger als eine Woche dazu zu bewegen, zur Schule zu gehen. Wir haben ihn zwar davon abhalten können, selbst harte Drogen zu nehmen, aber dafür handelt er jetzt damit, zumindest nebenbei. Im Hauptberuf ist er Zuhälter, wie sein älterer Bruder Pedro, sein Vorbild...»

Pat brach ab und warf Mrs. Vandermeulen einen besorgten Blick zu. Sie wollte die vornehme alte Dame ja nicht schockieren.

Aber Mrs. Cornelia Vandermeulen nippte nur nachdenklich an ihrem Sherry und meinte dann: «Der schreckliche junge Mann im Flugzeug, den Sie offenbar einen Augenblick lang für ihren früheren Schützling gehalten haben, war doch bis an die Haarwurzeln voll Kokain - haben Sie nicht seine Pupillen gesehen, Kindchen? Wie konnten Sie ihn nur mit Ihrem José verwechseln?»

Pat zögerte etwas. Schließlich erklärte sie: «Seine Haare, sein Gang, seine Haltung waren verblüffend ähnlich - ich habe ihn ja zunächst nur ganz flüchtig von der Seite und dann von hinten gesehen... Es war vor allem der rasiermesserscharfe Dolch, der mich an José erinnert hat - lang und schmal...» Sie schauderte.

«Richtig, das Messer!» bemerkte Mrs. Vandermeulen und schien erfreut, nun die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. «Eine typische Zuhälterwaffe! Sie bedrohen damit die Mädchen und schüchtern sie ein, nicht wahr? Außerdem brauchen sie natürlich solche mörderischen und lautlosen Instrumente, wenn sie ihr Revier erfolgreich verteidigen und sich gegen alle Rivalen durchsetzen wollen. Schließlich möchten ja auch diese Leute sozial aufsteigen - zumindest bis an die Spitze einer Organisation, wo sie nur noch befehlen, kassieren und beaufsichtigen, aber sich nicht mehr selbst die Hände schmutzig machen müssen. Wer

intelligent, brutal und skrupellos genug ist, kann das schaffen...»

Pat staunte.

«Man könnte meinen, Cornelia, Sie hätten...»

«Ich verstehe davon gewiß mehr, als Sie glauben», fiel ihr Mrs. Vandermeulen ins Wort.

Dann wechselte sie rasch das Thema.

«Meine verstorbene Mama... Ich stamme mütterlicherseits von den du Ponts ab und...»

«Sie meinen *die* du Ponts?»

«Ja, gewiß - meine verstorbene Mama war eine geborene du Pont de Nemours aus Delaware, und meine Schwiegermutter aus erster Ehe, mit der ich mich wirklich recht gut verstanden habe - besser als mit ihrem Sohn -, war eine...»

Diesmal unterbrach Pat sie.

«Sie wollen mich auf den Arm nehmen, Cornelia! Was haben Leute wie die Herren du Pont de Nemours, diese steinreichen Aristokraten, mit dem kriminellen Milieu eines Jose oder Pedro zu tun?»

«Meine Schwiegermutter aus erster Ehe, eine Rockefeller, könnte Ihnen darauf die richtige Antwort geben», erwiderte Mrs. Vandermeulen freundlich lächelnd. «Und was die Methoden betrifft, die man an der Spitze bestimmter Organisationen anzuwenden pflegt...» Sie brach ab. «Kommen Sie, Pat, lassen Sie uns zu Tisch gehen!» sagte sie dann. «Und was es mit den du Ponts auf sich hat, das werde ich Ihnen beim Essen erklären.»

Sie war bereits aufgestanden und sah sich nun in der Halle um, wobei sie die wenigen Gäste, die in ihrer Nähe saßen, aufmerksam betrachtete.

«Seltsam», dachte Pat, die Mrs. Vandermeulen dabei beobachtete, «fast könnte man meinen, sie befürchtet nicht, belauscht zu werden, sondern das Gegenteil!»

Aber dann verwarf sie diesen Gedanken als absurd und folgte eilig der alten Dame in den Speisesaal.

2. Eine erfolgreiche Familie

Noch ehe ihnen der Kellner die Vorspeise serviert hatte, war Pat bereits von Mrs. Vandermeulen über den französischen Ahnherrn der amerikanischen Industriellen-Sippe du Pont de Nemours, den gelehrten Uhrmacher Pierre Samuel Dupont und Urgroßvater von Cornelias Mutter, ausführlich unterrichtet worden. Sie hatte sich nicht alles merken können, aber eins war ihr klargeworden: Dupont hatte zum Anhang mal dieses, mal jenes kräftig schmarotzenden Höflings des später hingerichteten König Ludwig XVI. gehört und war ein Pumpgenie gewesen. Seinem für die spätere Entwicklung wichtigsten Gönner, dem Herrn Generalpächter der Steuern Antoine Lavoisier, der auch ein berühmter Chemiker und Oberdirektor der königlichen Pulverfabriken war, hatte Dupont ein Darlehen in der für damalige Verhältnisse enormen Höhe von 710000 Franken abzuschwatzen verstanden - zu vier Prozent Zinsen und rückzahlbar binnen zwölf Jahren. Das war schon nach Ausbruch der Französischen Revolution gewesen, und die Bereitschaft Lavoisiers, Samuel Dupont soviel Geld zu leihen, war wohl darauf zurückzuführen, daß dieser inzwischen als Abgeordneter des Städtchens Nemours in die Nationalversammlung - und dort sogar vorübergehend zu deren Präsidenten — gewählt worden war (weshalb er sich, dem damaligen Brauch entsprechend, ein «de Nemours» an den Namen gehängt hatte).

«Am Anfang der Familiengeschichte steht eine Finanztransaktion zu Gunsten eines Parlamentariers namens du Pont de Nemours», hatte Mrs. Vandermeulen dazu bemerkt und lächelnd hinzugefügt: «Später machten es die du Ponts dann umgekehrt...»

Die Transaktion nutzte übrigens weder dem Schuldner noch dem Gläubiger etwas: Bald darauf, im Sommer 1793, war Präsident du Pont de Nemours nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch ruiniert. Er wurde als Konterrevolutionär eingesperrt, und auch sein Geldgeber Lavoisier wanderte ins Gefängnis. Aber während der große Chemiker im Mai 1794 hingerichtet wurde, entging du Pont mit knapper Not der

Guillotine und kam nach dem Ende der Schreckensherrschaft wieder frei. Fünfundfünfzig Jahre alt, hoch verschuldet, krank, ohne Einkommen und am Ende seiner Karriere, wollte Pierre Samuel du Pont nun die reiche Witwe seines Hauptgläubigers Lavoisier heiraten; seine erste Frau, die ihm zwei Söhne geboren hatte, war bereits 1784 verstorben.

Aber Madame Lavoisier ließ ihn abblitzen; er mußte sich dann mit einer nicht ganz so wohlhabenden Witwe, Madame Poivre, begnügen. Und 1797, nachdem er nochmals im Gefängnis gelandet und nur knapp einer Verurteilung entgangen war, beschloß du Pont, Frankreich für immer zu verlassen. Zusammen mit seinem jüngeren Sohn, Irénée, der bei Lavoisier die Schießpulverfabrikation erlernt hatte, gründete er zunächst eine Aktiengesellschaft, mit deren Hilfe er seine Auswanderungspläne zu finanzieren gedachte. In einem Prospekt versprach er allen, die sich an einer von ihm geleiteten Landwirtschaft in Kentucky beteiligen würden, «die absolute Gewißheit, Kapital zu besitzen, das sich binnen zwölf Jahren vervierfacht, wahrscheinlich verzehnfacht, möglicherweise verzwanzigfacht haben wird», zumal die Firma «glänzende Beziehungen zu höchsten amerikanischen Stellen» habe. Letzteres bezog sich auf du Ponts ältesten Sohn, Victor, der im Konsulatsdienst untergekommen war und Generalkonsul in Philadelphia zu werden hoffte. Aber daraus wurde nichts; die Regierung der USA verweigerte ihm das Agreement. Als Victor im Sommer 1798 nach Paris zurückkam, war er entsetzt über das leichtsinnige Projekt, das sein Vater gestartet und für das er auch schon ein paar Geldgeber gefunden hatte. Als diese nach weiteren anderthalb Jahren ungeduldig wurden, auf Rückzahlung der - längst verbrauchten — Summen drängten, und als auch die Polizei sich für du Ponts dunkle Geschäfte zu interessieren begann, sah sich die Familie zur Abreise gezwungen.

«Es war eine überstürzte Flucht», hatte Mrs. Vandermeulen hinzugefügt, «zudem mit einem kaum seetüchtigen Schiff. Es leckte stark, kam ständig vom Kurs ab und brauchte länger für die Überfahrt als einst die Karavellen des Kolumbus. Die aus Vagabunden bestehende Mannschaft plünderte unterwegs die

Passagiere aus; es kam mehrmals zu Schießereien, und erst nach neunzig Tagen erreichten sie schließlich halb verhungert und fast erfroren den vereisten Hafen von Newport, Rhode Island. Am Neujahrmorgen 1800 gingen die du Ponts an Land, und kaum hatten sie erstmals amerikanischen Boden betreten, da begingen sie einen Einbruchdiebstahl.»

Pat hatte etwas mehr darüber wissen wollen, und Mrs. Vandermeulen war daraufhin auf diesen Vorfall näher eingegangen: «Nun ja, sie stiegen in ein abgelegenes Haus ein, dessen Bewohner ausgegangen waren, und versorgten sich erst einmal mit dem Nötigsten an Proviant und Kleidern.»

Pierre Samuel du Pont de Nemours, wie er sich immer noch nannte, obwohl er doch längst kein Abgeordneter von Nemours mehr war, hatte sich dann mit seiner Familie zunächst nach New York begeben und dort ein «Büro für Vermögensverwaltung und -anlage sowie für Handelsgeschäfte aller Art» eröffnet. Das war nicht nur gegen die ursprüngliche Verabredung mit seinen Geldgebern, sondern auch, wie sich bald zeigte, ein hoffnungsloses Unterfangen. Niemand wollte sich von den du Ponts geschäftlich beraten lassen oder ihnen gar sein Vermögen anvertrauen, und ein geplanter Goldschmuggel, mit dem sie sich zu sanieren gedachten, kam mangels Startkapital nicht zustande. Schließlich hatte Irénée den für ihn ja recht naheliegenden Einfall, es mit der Schießpulverfabrikation zu versuchen. Aber dieses Projekt stieß in der Familie zunächst auf heftige Ablehnung.

Aber da alle anderen Pläne sich als noch aussichtsloser erwiesen, kam man schließlich auf Irénéees Vorschlag zurück. Zusammen mit seinem Bruder Victor durfte er Anfang 1801 mit geliehenem Geld zurück nach Frankreich reisen. Victor sollte dort neues Kapital beschaffen, Irénée dagegen Informationen und Ausrüstung für die Pulverherstellung.

Ausgestattet mit enthusiastischen Berichten über die bisherigen Erfolge ihrer angeblich blühenden Firma und mit äußerst optimistischen Kalkulationen der von einer Pulverfabrik zu erwirtschaftenden Gewinne, gelang es ihnen in Paris tatsächlich, insgesamt Zwölftausend Dollar aufzutreiben. Victor überredete außerdem den Außenminister Talleyrand - der sich dafür eine stille Beteiligung erbat und diese selbstverständlich auch erhielt -,

den Bau einer Schießpulverfabrik in den USA als «im Interesse Frankreichs liegend» zu erklären, so daß die staatlichen Munitionsfabriken der französischen Republik den du Ponts etliche moderne Maschinen zum Selbstkostenpreis überließen.

Den größten Erfolg aber erzielte Irénée: Er schmeichelte sich bei der Witwe Lavoisier ein, obwohl diese Hauptgläubigerin seines Vaters ihn erst gar nicht hatte empfangen wollen. Und in den hinterlassenen Papieren Lavoisiers, die er schließlich einsehen durfte, fand er genaue Aufzeichnungen seines einstigen Lehrmeisters über ein wesentlich verbessertes, in Frankreich noch unbekanntes Verfahren zur Herstellung von Schießpulver. «Was meinen Sie, Pat, was er damit machte?» fragte an dieser Stelle Mrs. Vandermeulen. Sie waren schon beim Nachtschiff angekommen, und Pat, die sich noch immer keinen Reim darauf machen konnte, was ihre Gastgeberin mit ihrer Schilderung der bemerkenswerten Anfänge des Hauses du Pont de Nemours eigentlich bezweckte, zuckte nur die Achseln.

«Nun, ich nehme an, er hat Madame Lavoisier den Wert seines Fundes erläutert», meinte sie schließlich. «Vielleicht hat er sich dann, sozusagen als Finderlohn, einen fetten Anteil an den Erlösen einer Verwertung der neuen Formel ausbedungen und einen Vorschuß darauf erbeten.»

«Falsch geraten», erwiderte Mrs. Vandermeulen. «Er hat ihr gar nichts davon gesagt, sondern die Formel einfach mitgenommen!»

Sie schmunzelte dabei.

«Er hat dann», fuhr sie fort, «am Brandywine-Fluß in der Nähe von Wilmington, der damals etwa dreitausend Einwohner zählenden größten Stadt des Bundesstaates Delaware, tatsächlich eine kleine Pulverfabrik errichtet und damit den Grundstein zum größten Chemie-Konzern der Welt, E. I. du Pont de Nemours & Co., gelegt. Heute wird Delaware <du Pont's Duchy> - <das Herzogtum der du Ponts> — genannt. Es ist übersät mit Schlössern und Landsitzen der Familie. Allein rund um Wilmington gibt es zwei Dutzend du Pont-Paläste. Aber natürlich entwickelte sich die Pulverfabrik, die noch ein Jahrzehnt nach ihrer Gründung nur sechshunddreißig Arbeiter beschäftigte, nicht

im Laufe einer Generation zum heutigen Weltkonzern, und der Aufstieg ging keineswegs so glatt vonstatten, wie es die angestellten Chronisten der Firma darzustellen pflegen. Es gibt da sehr düstere Kapitel... Und dann erst die Geschichte mit den Anti-Trust-Bestimmungen...!»

Die alte Dame seufzte.

«Sehen Sie, Pat», sagte sie dann, scheinbar ganz mit den nur noch kargen Resten ihres Desserts beschäftigt, «im Zusammenhang mit dem Anti-Trust-Gesetz gab es innerhalb der du Pont-Sippe eine Aufteilung bestimmter Aktienpakete, vor allem im Bereich der großen Beteiligungen.» Sie brach ab, bückte sich, noch ehe Pat ihr behilflich sein konnte, nach ihrer zu Boden gefallenen Serviette und warf dabei, wie Pat deutlich sah, einen neugierigen Blick auf einen hinter ihr sitzenden Gast, dann auf zwei Herren, die am Nebentisch saßen.

Einen Augenblick lang schien es Pat, als sei Mrs. Vandermeulen enttäuscht, so als hätte sie andere mögliche Zuhörer erwartet. Doch sie konnte diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, weil die alte Dame schon wieder eifrig weitererzählte.

Pat erfuhr, daß der Familienkonzern E. I. du Pont de Nemours auch an Remington, dem großen Büromaschinen- und Waffenhersteller, maßgeblich beteiligt war, ebenso an der United States Rubber Company, Amerikas größtem Gummikonzern, und in etwas geringerem Maße an der United Fruit Company und der United States Steel Company. Vor allem aber kontrollierten die du Ponts praktisch den General Motors-Konzern, den größten Automobilhersteller der Welt, zu dessen Tochterfirmen auch die Adam Opel AG in Westdeutschland gehört.

«Meine verstorbene Mutter», so erklärte Mrs. Vandermeulen dann mit erhobener Stimme, «bekam damals, als man wegen der Anti-Trust-Gesetze eine Aufteilung vornahm, <zu treuen Händen> ein paar General Motors- und auch einige United Fruit-Anteile, die ich dann übernahm, nachdem Mama gestorben war. Es sind jeweils nur winzige Teile des Aktienkapitals, aber sie scheinen einem Rivalen der du Ponts an der Sperrminorität zu fehlen. Jedenfalls bin ich während des letzten Jahres immer dringender aufgefordert worden, diese Aktien herauszugeben. Ich habe mich,

nach eingehender Beratung mit meinen Anwälten, jedoch geweigert und — vielleicht unklugerweise - darauf hingewiesen, daß diese von jemandem so heftig begehrten Aktien ohnehin bei meinem Ableben nicht an meine leiblichen Erben fallen, sondern vertragsgemäß an den- oder diejenigen, die meinem Testamentsvollstrecker von den Vorstandsvorsitzenden der betreffenden Gesellschaften als nächste Treuhänder benannt werden.»

«Was war daran möglicherweise unklug?» wollte Pat wissen. Aber Mrs. Vandermeulen antwortete nicht. Dann sagte sie: «Meine Aktien sind noch nicht einmal das Wichtigste. Ich habe nämlich noch etwas geerbt - ein einfaches Blatt Papier mit vielen interessanten Namen und Einzelheiten. Ich habe seinen Sinn erst gar nicht verstanden, aber inzwischen bin ich sicher, daß es vielleicht noch wertvoller ist als die Aktien...»

Pat ließ sich das Ganze nochmals durch den Kopf gehen, und plötzlich kam ihr ein Gedanke.

«Sie meinen doch nicht etwa, Cornelia, daß dieser... dieser Zwischenfall im Flugzeug irgend etwas mit diesen Papieren zu tun haben könnte...?!»

«Wir wollen den Kaffee in der Halle nehmen», sagte Mrs. Vandermeulen und erhob sich bereits. «Ich habe übrigens vergessen zu erwähnen, daß meine Mutter zu den Nachkommen des Victor du Pont gerechnet wurde. Die Erben des «armen Victor», wie man ihn nannte, galten in der Familie immer als zweitrangig...»

«Wieso hieß er der «arme Victor»? Sehr reich scheint doch auch Irénée nicht geworden zu sein?»

«Gemessen an dem heutigen Vermögen der Familie du Pont de Nemours, das auf weit über zehn Milliarden Dollar zu schätzen ist, waren sie gewiß gleich arme Schlucker», erwiderte Mrs. Vandermeulen und steuerte dabei auf einen freien Tisch in der Halle zu. «Aber damals, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, galt der stets sehr elegante, jeder Arbeit abholde Victor, der am liebsten das Leben eines reichen Nichtstuers geführt hätte, als ein vom Unglück Verfolgter. Die Familie hatte großes Mitleid mit ihm, obwohl er zweifellos selbst schuld war an seiner Misere...»

Der «arme Victor», so berichtete Mrs. Vandermeulen dann mit

sichtlichem Vergnügen über ihren Urgroßvater mütterlicherseits, hatte sich, während sein Bruder Irénée mit dem in Paris erbettelten Geld, den spottbillig erworbenen Maschinen und der Formel Lavoisiers sofort zurück nach Amerika gereist war, noch viele Monate lang in Europa amüsiert. Ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben des Außenministers Talleyrand, hatte er sich schließlich nach Philadelphia eingeschifft und mit dem dortigen Vertreter Frankreichs, dem Generalkonsul Louis Andre Pichon, Verbindung aufgenommen. Es war - wie Mrs. Vandermeulen es formulierte - «sein sehnlischer Wunsch, sich in dessen dunkle Geschäfte einzuschalten».

Es ging dabei um den gesamten Nachschub für die französische Militärexpedition zur Rückeroberung der Insel Haiti, ein Unternehmen, das dann kläglich scheiterte und bei dem die meisten der vielen tausend Soldaten, darunter die ganze polnische Legion, vor allem durch Krankheit und Hunger ums Leben kamen. An diesem Fiasko war Generalkonsul Pichon sicherlich nicht allein schuld, aber er und seine Geschäftspartner, unter diesen Victor du Pont, hatten einen nicht eben geringen Anteil am Zustandekommen der Katastrophe.

Pichon, der für das Expeditionsheer Munition, Ausrüstung, Verpflegung, Medikamente und alles sonst noch Benötigte zu beschaffen hatte, war im Prinzip bereit, jedweden Schund und Ausschuß zu enorm überhöhten Preisen anzukaufen, vorausgesetzt, daß der jeweilige Armeelieferant zwei Drittel seines betrügerischen Gewinns an ihn, den Herrn Generalkonsul, abführte. Und seinerseits hatte Pichon die eingestrichenen Schmiergelder mit seinem Dienstherrn in Paris, dem Außenminister Talleyrand, einstigem Bischof von Autun und späterem Fürst von Benevent, ohne Abzug zu teilen.

So bekamen die unglücklichen Soldaten des französischen Expeditionskorps, das Haiti zurückerobern sollte, was an der amerikanischen Ostküste an verdorbenen Lebensmitteln, unbrauchbar gewordener Munition, verfälschten Medikamenten und beschädigten oder verschnittenen Textil- und Lederwaren billig aufzutreiben war. Mit einem Aufschlag von tausend Prozent und mehr stellten die Lieferanten dem Vertreter Frankreichs in Philadelphia sofort nach Verladen die Ware in Rechnung, und

Generalkonsul Pichon bezahlte alles prompt, wenngleich nicht mit Geld, so doch mit Wechseln auf die Staatsbank in Paris. Doch verständlicherweise verlangte er selbst, Zug um Zug, die Barauszahlung seines Anteils in amerikanischer Währung.

Diese Schiebergeschafte entwickelten sich zunächst sehr zufriedenstellend, wenn auch nicht gerade für die Empfänger der Schundware, so doch für Victor du Pont und die anderen Lieferanten, vor allem aber für Generalkonsul Pichon und dessen stillen Partner, den Minister Talleyrand. Victor sah sich bereits als gemachter Mann, und das wäre er wohl auch geworden, hätte es nicht an Bord eines der französischen Kriegsschiffe vor Haiti einen jungen Mann gegeben, dem es dort zu langweilig, zu heiß und bald auch zu gefährlich geworden wäre. Er beschloß auszureien, und tatsächlich floh er dann mit einem nach Baltimore zurückkehrenden schnellen Segler, der im Auftrag des Generalkonsuls Pichon die französische Flotte mit einem größeren Posten von der US Army zuruckgewiesener Reitstiefel versorgt hatte.

In Baltimore angekommen, nahm dieser junge Mann sofort Verbindung mit Victor du Pont auf, der daraufhin eilig von New York herbeireiste und dem Ausreißer, der dringend Geld brauchte, bereitwillig mit einer größeren Summe aushalf.

Er lieh ihm auch später jeden gewünschten Betrag, denn erstens wußte jener junge Deserteur genau Bescheid über die vielfältigen Mängel der von Victor an das französische Expeditionskorps gelieferten Waren und kannte auch die gesalzenen Preise; zweitens war Victors neuer Schützling der gerade neunzehnjährige Jérôme, der kleine Bruder des in Frankreich inzwischen mächtigen und als Erster Konsul wie ein Diktator herrschenden Generals Napoleon Bonaparte.

Jérôme, der spätere König von Westfalen, ließ sich dann auch von Victor die Hochzeit finanzieren, als er die sehr attraktive, aber mittellose achtzehnjährige Elisabeth Patterson aus Baltimor heiratete. Victor konnte ja nicht ahnen, daß Konsul Bonaparte, der sich bald darauf zum Kaiser der Franzosen krönen ließ, über diese «nicht standesgemäße» Ehe seines kleinen Bruders so in Wut geriet, daß er sie für ungültig erklärte und Betsy Bonaparte, als sie

mit Jérôme in Europa eintraf, sofort unter Bewachung wieder nach Amerika zurückbringen ließ.

Da inzwischen auch das Expeditionsheer auf Haiti infolge seiner miserablen Ausstattung von den Inselbewohnern geschlagen und durch Seuchen völlig aufgerieben worden war, hatte Napoleon doppelten Grund, seinen Heereslieferanten, also auch Victor du Pont de Nemours, heftig zu grollen. Er verbot kurzerhand dem Finanzminister, die von Generalkonsul Pichon ausgestellten und von Victors Beauftragten bei der Staatsbank in Paris präsentierten Haiti-Wechsel einzulösen; Victor bekam von den gewaltigen Summen, die er vom französischen Staat und von Jérôme Bonaparte fordern zu können meinte, nicht einen Centime. Als ihn dann seine Gläubiger immer ärger bedrängten, mußte er Konkurs anmelden. Und nach weiteren abenteuerlichen Versuchen, mit geborgtem Geld sein Glück zu machen - erst als neuer Herr und Sklavenhalter auf einem verlassenen Gut, dann als Ladenbesitzer und Einzelhändler mit selbstgefertigter Patent-Medizin —, war er 1809 völlig am Ende.

«Was meinen Sie wohl, Pat», hatte Mrs. Vandermeulen an dieser Stelle ihres Berichts gefragt, «hat der ehrenwerte Victor du Pont de Nemours dann gemacht?»

Pat fiel nichts Besseres ein, als die Vermutung zu äußern, vielleicht habe Victor in letzter Verzweiflung zum Revolver gegriffen und seinem verpfuschten Leben ein Ende gesetzt.

Die alte Dame schüttelte ärgerlich den Kopf.

«Ach was! Er verkaufte auch noch die schwarze Nannie, die seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte, von der seine Kinder großgezogen worden waren und die praktisch zur Familie gehörte! Mit dem kärglichen Erlös trat er mit den Seinen die Reise zum Brandywine-Fluß an. Unterwegs wurde er von wütenden Gläubigern, die ihm nachgejagt waren, gestellt und der Polizei übergeben. Sie ließen Victor einsperren, bis sein Bruder Irénée das zur Auslösung nötige Geld zusammengeborgt und überwiesen hatte...»

Mrs. Vandermeulen hielt inne, denn draußen brach gerade mit einem starken Blitz ein sommerliches Gewitter los. Heftiger Regen klatschte gegen die Fensterscheiben. Einen Augenblick

lang lauschten Pat und Mrs. Vandermeulen auf das Unwetter, dann nahm die alte Dame ihre Erzählung wieder auf. Sie wartete nicht einmal, bis der Kellner, der ihnen gerade den bestellten Kaffee servierte, sich wieder entfernt hatte.

«Schließlich traf Victor mit Frau und Kindern am Brandywine-Fluß ein und lag fortan seinem Bruder Irénée auf der Tasche. Da der <arme Victor> zu nichts Rechtem zu gebrauchen war, finanzierte die Familie später, als durch den englisch-amerikanischen Krieg von 1812/13 ihre Pulverfabrik endlich etwas Geld eingebracht hatte, Victors Wahl zum Senator des Staatsparlaments von Delaware.

«Tatsächlich?» Pat mußte lachen bei der Vorstellung, daß sich die Bürger von Delaware ausgerechnet einen Mann wie den <armen Victor> zu ihrem Senator erkoren hatten, und auch Mrs. Vandermeulen lächelte.

«Senator Victor du Pont de Nemours», fuhr sie fort, «machte sich bei seinen Kollegen dann außerordentlich beliebt, weniger auf politischem Gebiet, denn da war er ganz uninteressiert, als vielmehr dadurch, daß er jederzeit bereit war, mit ihnen, gleich ob Parteifreund oder Gegner, eine Nacht durchzuzechen und in den frühen Morgenstunden mit einem Pokerspiel zu beschließen, bei dem er stets verlor. Er verschaffte sich auf diese Weise so viele Freunde unter den Mitgliedern des Senats, daß man ihn eines Tages - es ist kaum zu fassen! - in den Aufsichtsrat der <Bank of the United Sta-tes> wählte. Es war, wie es in einer Familienchronik heißt, <der Sieg der Politik über den gesunden Menschenverstand>, zugleich aber die Rettung für die Pulverfabrik seines Bruders, die schon wieder fast bankrott war und nun von der Staatsbank die schon nicht mehr erhofften Kredite bekam . . .»

«Verzeihen Sie die späte Störung, Mrs. Vandermeulen...»

Die alte Dame wie auch Pat schauten überrascht auf, denn sie hatten den Herrn nicht bemerkt, der vom Portier an ihren Tisch gewiesen worden war und nun, einen nassen Regenmantel über dem Arm, vor ihnen stand. Er war Mitte Fünfzig, trug einen gar nicht sommerlichen anthrazitgrauen Anzug von etwas altmodischem Schnitt mit Nadelstreifen, ein hellgraues, nicht

mehr ganz frisches Hemd und eine breite, silbergraue Krawatte. Sein Haar war schlohweiß gebleicht und bläulich schimmernd getönt. Sein rundes, volles Gesicht, seine wässrig-blauen Augen und sein überraschend kleiner Mund ließen keinerlei Gemütsbewegung erkennen.

«Darf ich einen Augenblick Platz nehmen? Ich störe Sie nicht lange...»

Ohne die Antwort abzuwarten, hatte er sich bereits einen Sessel herangezogen. Ehe er sich darauf niederließ, sagte er mit einer leichten Verbeugung:

«Ich bin Rechtsanwalt Hendrik de Vries aus Utrecht.» Dann nahm er Platz und fuhr fort:

«Ich habe erst vor einer Stunde ein Kabel aus Amerika erhalten mit dem dringenden Ersuchen, mich unbedingt noch heute mit Ihnen, Mrs. Vandermeulen, persönlich in Verbindung zu setzen...»

«Es muß ein ungewöhnlich hohes Honorar sein, das Sie noch zu dieser späten Stunde sofort hierher fahren ließ», bemerkte Mrs. Vandermeulen, «zumal bei diesem scheußlichen Wetter! Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?»

Für den Bruchteil einer Sekunde schien er verwirrt; der winzige Mund zuckte nervös.

«Verbindlichsten Dank», sagte er dann, «ich möchte nichts. Ich habe Ihnen nur eine Anfrage zu übermitteln und gegebenenfalls schon heute Ihre Antwort entgegenzunehmen. Dann verlasse ich Sie wieder. Was diese Anfrage betrifft...»

Er griff in seine Brusttasche.

Doch noch ehe er das Telegramm hervorgeholt hatte, sagte Mrs. Vandermeulen:

«Machen Sie sich bitte keine Mühe, Herr Rechtsanwalt! Ich werde Ihnen sagen, wie Ihr Auftrag lautet: Fahren Sie sofort zu Mrs. Vandermeulen, die sich in Oosterbeek bei Arnhem im Hotel de Bilderberg aufhält. Fragen Sie sie unbedingt noch heute, ob sie bestimmte Papiere jetzt endlich herausgeben, eventuell zu einem angemessenen Preis verkaufen will, und deuten Sie Mrs. Vandermeulen an, daß Sie vermuten, sie gerade heute dazu bereit zu finden und daß das Angebot befristet sei bis, sagen wir:

morgen früh um neun Uhr — na?»

«Bis mittags um zwölf», flüsterte Rechtsanwalt de Vries und starrte Mrs. Vandermeulen an, als wären ihr plötzlich goldene Flügel gewachsen.

«Sie können nun wieder nach Utrecht zurückfahren, Herr Rechtsanwalt», sagte Mrs. Vandermeulen, und es klang nicht unfreundlich. «Sicherlich wird Sie dort jemand trösten, weil Sie sich mit dem Grundhonorar begnügen und auf die schöne Erfolgsprämie verzichten müssen. Denn meine Antwort ist: nein! Richten Sie aber bitte Ihren Auftraggebern — es handelt sich vermutlich um ein sehr angesehenes Anwaltsbüro in New York — von mir aus, daß meine Anwälte für den Fall meines plötzlichen Ablebens neue und sehr genaue Instruktionen haben. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Herr Rechtsanwalt, und kommen Sie gesund heim!»

Einen Augenblick lang saß er sprachlos da. Zweimal öffnete er seinen kleinen Mund und schloß ihn wieder, wie ein Fisch. Dann raffte er sich auf, verbeugte sich knapp, sagte: «Verbindlichsten Dank!» und ging eilig davon.

«Jetzt nehmen wir noch einen Schlummertrunk», wandte sich Mrs. Vandermeulen an Pat, die mit wachsendem Interesse zugehört hatte, «und machen Sie sich keine Sorgen. Wollen Sie auch einen Eierlikör? Oder lieber einen Gin and Tonic?»

3. Ein Prinz hat Sorgen

Pat stand gern zeitig auf, liebte Morgenspaziergänge und frühstückte dann lange und ausgiebig. Mrs. Cornelia Vandermeulen hingegen hatte erklärt, sie sei eine Langschläferin; sie ziehe es vor, bis gegen zehn Uhr im Bett zu liegen und den Rest des Vormittags zu verträdeln, ohne mehr zu sich zu nehmen als eine Tasse heiße Schokolade mit Schlagsahne.

So waren sie übereingekommen, sich erst gegen zwölf Uhr in der Halle zu treffen und um halb eins gemeinsam zu Mittag zu essen. Pat hatte dennoch schon kurz vor sieben Uhr unter der Dusche gestanden, war vierzig Minuten später in den noch völlig leeren Speisesaal gekommen und hatte sich dort bei dem herbeieilenden Oberkellner vorsorglich ein üppiges Frühstück für 8.30 Uhr bestellt. Dann war sie zu ihrem Morgenspaziergang aufgebrochen.

Zunächst hatte sie sich den weiten Park angesehen, der von der Anhöhe, auf der das Hotel lag, hinab zur Landstraße führte. Sie genoß die frische Luft, die nur von Vogelgezwitscher unterbrochene Stille, die warme Morgensonne und den Duft des vom gestrigen Regen noch feuchten Rasens.

Sie schlenderte dann zur Rückseite des Hotels, vorbei an den Garagen und Wirtschaftsgebäuden, und beschloß, einen Spaziergang durch den nahen Wald zu machen. Sie folgte einem schmalen, sandigen Weg und begegnete schon nach wenigen Schritten einem jüngeren Mann, der trotz des sonnigen Wetters einen schwarzen Regenmantel trug und, an einen Baum gelehnt, den Sportteil der Morgenzeitung studierte. Er schaute nicht auf, als sie an ihm vorüberging, was sie ein wenig verwunderte und zu Spekulationen über das Phlegma männlicher Holländer anregte.

Hundert Schritt weiter stand wieder ein Mann. Auch er trug einen Trenchcoat, in dessen Tasche eine zusammengerollte Zeitung steckte. Er betrachtete, während Pat an ihm vorüberging, mit offenbar brennendem Interesse eine ganz gewöhnliche Amsel, die auf einem niedrigen Ast saß und den Mann ihrerseits stumm

beobachtete.

Pat traf noch drei weitere Müßiggänger, die alle der Beständigkeit des sonnigen Wetters zu mißtrauen und nichts anderes zu tun zu haben schienen, als frische Luft zu atmen und die Natur zu genießen. «Die haben Zeit», hatte Pat anfänglich gedacht. «In New York hetzen die Menschen um diese Zeit zur Arbeit, sind nervös und bekommen Magengeschwüre...» Dann waren ihr rasch Zweifel an dieser schlichten Einschätzung der Lage gekommen, und als sie nach einer knappen halben Stunde, schon auf dem Rückweg zum Hotel, von weitem einen sechsten Mann im Regenmantel entdeckte und noch sah, wie dieser die Antenne eines Funksprechgeräts rasch zusammenschob und sein Walkie-Talkie in der Manteltasche verschwinden ließ, fand sie ihren Verdacht bestätigt, daß es sich bei ihren Begegnungen nicht um eine zufällige Häufung von Naturfreunden, Frischluftfanatikern und taubstummen Frührentnern handelte, sondern offenbar um Sicherheitsbeamte, die rund um das Hotel de Bilderberg einen Kordon bildeten. Nun erinnerte sie sich auch an mehrere Männer im Park, die sie zunächst für rastende Handwerker gehalten hatte, und an den schwarzen Lieferwagen mit der auffällig langen Antenne, der am Seitenflügel des Hotels, dicht an der Hauswand, zwischen den Fliederbüschen geparkt war.

Wem mochte diese ungewöhnliche Aufmerksamkeit der niederländischen Behörden gelten?

Pat beschloß, nach dem Frühstück so bald wie möglich mit Mrs. Vandermeulen darüber zu reden. Sie wollte aber Cornelia nicht vor zehn Uhr stören, denn bis dahin, so hatte sie gestern gesagt, würde sie gewiß noch schlafen.

Um so überraschter war Pat, als sie kurz vor halb zehn - sie hatte bis dahin mutterseelenallein im großen Speisesaal gefrühstückt und zündete sich gerade die erste Zigarette an - deutlich die Stimme von Mrs. Vandermeulen vernahm, die offenbar in der Halle einen guten Bekannten getroffen hatte. Pat konnte die beiden zwar nicht sehen, denn sie saß an der Wand zur Halle, aber sie hörte durch die nahe, weit geöffnete Verbindungstür, wie Mrs. Vandermeulen jemanden sehr herzlich begrüßte und wie der Angeredete in sehr liebenswürdigem Ton seiner Freude Ausdruck

gab, die ‹liebe Cornelia› wiederzusehen. ‹Du bleibst doch hoffentlich noch über's Wochenende?› fragte er dann.

‹Ich weiß nicht so recht...› antwortete Mrs. Vandermeulen. Das weitere sprach sie so leise, daß Pat es nicht verstehen konnte, zumal auch gerade die Tür zur Küche aufschwang und Lärm von dort die Stimme Cornelias übertönte. Aber dann vernahm sie, wie Mrs. Vandermeulens Bekannter, der ein vorzügliches Englisch sprach, in beruhigendem Ton meinte, es seien alle Vorkehrungen getroffen, und sie habe wirklich nichts zu befürchten. ‹Aber wenn du ohnehin ans Mittelmeer willst›, fuhr er dann fort, ‹warum nicht nach Port' Ercole? Da kommt keiner auch nur in die Nähe! Du kannst jederzeit hin - im Moment ist zwar Philipp noch dort, aber er und seine Begleitung fahren Sonntag abend ab, und dann bist du dort völlig ungestört mit deiner Enkelin. Der ganze glückliche Elefant steht zu deiner Verfügung, und man wird dich dort aufs beste versorgen - nun, was sagst du zu meinem Vorschlag?›

Während Pat noch überlegte, was es mit dem glücklichen Elefanten auf sich haben könnte, hörte sie, wie Mrs. Vandermeulen das Angebot dankbar annahm und wie sich ihr Bekannter dann eilig verabschiedete.

‹Ich habe um zehn einen wichtigen Gast aus Deutschland zu empfangen›, sagte er entschuldigend, ‹er kommt zwar inoffiziell - ich habe ihn, glaube ich, zur Eröffnung der Jagd eingeladen -, aber ich will ihn nicht warten lassen. Ich hoffe, wir sehen uns noch, liebste Cornelia? Auf jeden Fall werde ich alles Nötige veranlassen!›

Er entfernte sich, und Pat stand schnell auf, drückte ihre Zigarette aus und ging in die Halle.

Mrs. Vandermeulen hatte ihren Bekannten bis zum Ausgang begleitet. Sie stand an der Tür und winkte ihm nach. Draußen fuhr gerade eine große schwarze Limousine ab.

‹Guten Morgen, Kindchen!› Mrs. Vandermeulen hatte sich umgedreht und lächelte Pat freundlich zu. ‹Ich hoffe, Sie haben ebenso gut geschlafen wie ich! Jedenfalls sehen Sie sehr erholt aus, Pat. Haben Sie schon gefrühstückt? Ja? - Wir haben herrliches Wetter heute, nicht wahr? Es ist übrigens sehr schade, daß Sie nicht ein paar Minuten eher gekommen sind! Ich hätte Sie

dann mit einem guten alten Freund von mir bekannt gemacht. Er ist in dieser Minute abgefahren - wirklich sehr schade...! Er hätte Ihnen bestimmt gefallen, Pat, und Sie ihm erst recht - na ja, wenn ich es recht bedenke, war es vielleicht besser so...»

Sie brach ab und kicherte. Dann plauderte sie noch über allerlei Nebensächlichkeiten und ließ Pat zunächst gar nicht zu Wort kommen.

Als sich endlich für Pat die Möglichkeit bot, Mrs. Vandermeulen von ihrem Spaziergang und von den vielen zeitunglesenden oder Amseln betrachtenden Männern draußen zu berichten, schien die alte Dame darüber gar nicht verwundert zu sein. Sie nickte nur, recht zufrieden, wie es schien. Dann sagte sie plötzlich, ohne daß irgendein Zusammenhang erkennbar wurde:

«Heute ist Sonnabend, nicht wahr? Bis Montag früh wären wir hier zwar gut aufgehoben, aber wir werden schon morgen abend still und heimlich nach Utrecht fahren und in den Schlafwagenzug steigen. Dann können wir Montag gegen 16 Uhr in Port'Ercole sein - aber das bleibt unter uns, nicht wahr? Sie dürfen das niemandem erzählen, Pat!»

«Ja, natürlich - oder vielmehr: nein, bestimmt nicht - wem sollte ich es auch sagen? Aber was ist das überhaupt für ein Ort: Port'Ercole?»

«Er wird Ihnen bestimmt gefallen», lautete Mrs. Vandermeulens bündige Antwort.

Als sie später bei einem Campari auf der Terrasse saßen - Pat in der Sonne, Mrs. Vandermeulen im Schatten eines großen Schirms -, meinte die alte Dame nachdenklich:

«Es sind jetzt, glaube ich, alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Und auf Wellem ist Verlaß - ich habe ihn nach Arnhem geschickt, und er wird alles gut erledigen...»

«Was befürchten Sie eigentlich, Cornelia?» erkundigte sich Pat, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß sie ganz allein waren. «Doch nicht eine Wiederholung dieser Sache von gestern?»

Mrs. Vandermeulen antwortete nicht sofort.

Schließlich meinte sie: «Das ist schwer vorauszusagen - alles ist möglich! Ein Vetter meiner Mutter, Alfred Victor du Pont, war einmal in einer ganz ähnlichen Lage wie ich. Er hatte... — aber

lassen wir das - es ist zu kompliziert. Jedenfalls war er, wie Mama zu sagen pflegte, «ein feiner alter Herr und so schlau wie ein Fuchs». Dennoch kam er dann auf nie ganz geklärte Weise bei einer Schießerei ums Leben, ausgerechnet an einem Ort, an dem er sich völlig sicher geglaubt hatte: in Maggie Paynes Bordell. Es galt als das vornehmste Etablissement dieser Art in ganz Neuengland, und es war, sozusagen, sein zweites Zuhause...»

Bald darauf, so hatte Mrs. Vandermeulen weiter berichtet, gründete dann Henry du Pont, der nächste Clan-Chef, die berühmte *Gunpowder Trade Association*, kurz GTA genannt. Dieses Sprengstoff-Kartell war Henrys Erfindung. Er zwang damit Dutzende von kleineren Herstellern im Westen und Süden der USA in die Knie. Durch einen rigorosen Preiskrieg - man sprach sogar von Sabotageakten, bei denen mehr als eine Pulverfabrik in die Luft geflogen sein soll - wurden nach und nach alle Konkurrenten aus dem Felde geschlagen. Die Firma E. I. du Pont de Nemours errang ein fast absolutes Sprengstoff-Monopol in ganz Nordamerika. «General Henry», wie er in der Familie genannt wurde, weil er sich zum General der Staatsmiliz von Delaware hatte ernennen lassen, konnte öffentlich erklären:

«Wir machen unser Pulver selbst, und wir bestimmen auch die Preise, zu denen es von uns und überall in der Welt, wo es angeboten wird, verkauft werden soll. Wir diktieren jeden Tag unseren Händlern die Preise, Termine und Bedingungen, aber wir erlauben niemandem, uns zu diktieren, welche Preise, Termine und Bedingungen wir diktieren sollen. Wir diktieren selbst! Und kein Trust, kein Kartell, kein Völker- oder Personenverband kann uns daran hindern!»

Als nächstes war «General Henry» auf das internationale Rüstungskarussell aufgesprungen, hatte Mrs. Vandermeulen weiter berichtet, und das funktionierte etwa so: «Wenn die deutsche Firma Krupp in Essen an die Kriegsmarine des Kaisers neue Panzerplatten geliefert hatte, gegen die alle bis dahin entwickelten Granaten wirkungslos blieben, dann galt es zunächst, sämtliche Flotten der Welt mit der neuen, kostspieligen Panzerung auszurüsten. Dann erst wurden verbesserte Granaten auf den Markt gebracht, die auch die gerade angeschafften Panzerplatten durchschlagen konnten. Und erst zwei Jahre später,

wenn alle Großmächte die neuen Granaten eingekauft hatten, wurden weiter verbesserte Panzerplatten angeboten, die auch den kurz zuvor gelieferten Granaten widerstanden. Natürlich lief dieses Karussell nicht ganz reibungslos, es mußte kräftig <geschmiert> werden, aber der Profit war trotzdem ungeheuer.»

«Sie meinen, Cornelia, daß schon damals Minister, Abgeordnete und Militärs von der Rüstungsindustrie bestochen wurden - auch bei uns in den USA?»

Mrs. Vandermeulen lächelte.

«Es wäre jedenfalls erstaunlich, wenn ausgerechnet bei uns andere Methoden angewandt worden wären... Jedenfalls meldete sich kurz nach <General Henrys> Tod, als die Konzernleitung bereits an T. Coleman du Pont übergegangen war, der frühere du Pont-Verkaufsleiter Robert Waddell öffentlich zu Wort. Er beschuldigte die Firma E. I. du Pont de Nemours & Co. der Konspiration, des unlauteren Wettbewerbs und der Schaffung eines nach den Gesetzen des Landes verbotenen Monopols. Ein mutiger Mann, dieser Bob Waddell! Was meinen Sie, Pat, wie es ihm erging?»

Sie sah erst Pat an, die zwar eine Vermutung hatte, sie aber nicht äußern wollte, und schaute sich dann auf der Terrasse um, wo aber außer ihnen niemand war. Nur in der Hotelhalle, dicht an der offenen Glastür, saß ein Herr, der in die <Financial Times> vertieft schien.

Mrs. Vandermeulen musterte ihn scharf.

Pat hatte den Eindruck, daß die alte Dame nicht zufrieden war.

«Sie müßten doch allmählich...» hörte Pat sie murmeln. Den Rest verstand sie leider nicht. Auch wandte sich Mrs. Vandermeulen nun wieder ihr zu und sagte:

«Ich vergaß zu erwähnen, daß dieser Bob Waddell sich mit einer eigenen kleinen Pulverfabrik selbständig gemacht hatte. Sie flog bald darauf in die Luft - ja, es war eine traurige Geschichte...

Zahlreiche Arbeiter wurden getötet, die Produktionsanlagen völlig zerstört. Und Waddell durfte zwar von Sabotage sprechen, aber natürlich nicht behaupten, E. I. du Pont de Nemours sei dafür verantwortlich, denn es fehlte ihm jeglicher Beweis. Statt dessen teilte er der Presse mit, er besitze Dokumente, aus denen

eindeutig hervorgehe, die du Ponts hätten sich ein illegales Sprengstoff-Monopol geschaffen, nutzten dieses aus, indem sie bei Rüstungsaufträgen enorm überhöhte Preise forderten, und wären nur deshalb noch nicht zur Verantwortung gezogen worden, weil sie zahlreiche Politiker bestochen hätten. «Wenn ein Beitrag zur Wahlkasse in Höhe von siebzigtausend Dollar genügt, die Administration und den Kongreß so zu verpflichten, daß sie den Steuerzahlern der USA zwölf Millionen Dollar wegnehmen und den millionenschweren Herren dieses Pulvermonopols zuschieben), so erklärte Waddell dann auf einer Pressekonferenz, «dann sollen wenigstens die Wähler dieses Landes das jetzt erfahren !» Waddell sicherte sich dadurch ab, daß er gleichzeitig bekanntgab, seine Beweisstücke lägen bei einem Notar in Montreal und würden, sollte er plötzlich sterben, der Presse und dem Justizminister übergeben.

Übrigens, der amerikanische Justizminister, der dann im Auftrag des damaligen Präsidenten Theodore Roosevelt Anklage gegen E. I. du Pont de Nemours & Co. erhob, hieß Charles Joseph Bonaparte und war der Enkel jenes Jérôme, an den sich die du Ponts, zumal wenn sie, wie ich, von Victor abstammten, nur ungerne erinnerten.»

Sie kicherte, und auch Pat mußte lachen.

«Es wird noch komischer», fuhr Mrs. Vandermeulen fort, «denn die Ermittlungen dauerten fünf Jahre — länger als die Amtszeit des Präsidenten «Teddy» Roosevelt und seines Justizministers. Ins Weiße Haus war inzwischen Mr. Taft eingezogen, der als früherer Kriegsminister sehr enge und herzliche Beziehungen zu den du Ponts hatte. Und der Nachfolger von Mr. Bonaparte, des Enkels von Jérôme und Betsy, wurde George W. Wickersham, der zuvor Justitiar des Hauses E. I. du Pont de Nemours & Co. gewesen war! Die Ermittlungen nahmen infolgedessen einen für die du Ponts sehr befriedigenden Verlauf, zumal sie darauf hinweisen konnten, daß sie sich beim Aufbau ihres angeblich illegalen Monopols ganz auf ihren Rechtsberater, den jetzigen Justizminister, hätten verlassen müssen. Und wenn wirklich Korruption im Spiel gewesen wäre, so konnten sie noch hinzufügen, so hätte doch ihr wichtigster Auftraggeber, der

einstige Kriegsminister und jetzige Präsident Taft, gewiß als erster Einhalt geboten... Die Sache verlief also im Sande, und einer der prominentesten Juristen Amerikas nannte das Verfahren gegen die Firma du Pont zu Recht «eine der größten Farcen der Justizgeschichte»...

Sie seufzte, und Pat meinte nachdenklich:

«Ich begreife allmählich, Cornelia, weshalb Sie sich Sorgen machen und so vorsichtig sind... Doch gestatten Sie mir eine Frage: Warum verhandeln Sie nicht über diese Papiere oder geben sie einfach heraus? Dann hätten Sie doch bestimmt nichts mehr zu befürchten - oder?»

Mrs. Vandermeulen erhob sich.

«Lassen Sie uns zum Essen gehen, Pat! Ich habe Hunger wie ein Wolf...»

Erst nachdem sich die alte Dame ein umfangreiches Menü bestellt hatte und ihr die Vorspeise serviert worden war - Pat hatte noch keinen rechten Appetit und begnügte sich mit einer Salatplatte —, kam Mrs. Vandermeulen auf die Frage zurück, warum sie die Papiere nicht einfach hergebe.

«Nehmen wir einmal an, Pat», sagte sie und lächelte dabei verschmitzt, «Ihr junger Freund José hätte einen Rivalen namens Carlos, und dieser lauerte eines Tages José auf, setzte ihm das Messer an die Kehle und forderte, José sollte eines seiner Mädchen — nennen wir es Juanita — ihm, dem Konkurrenten, überlassen. Juanita habe schon früher für ihn, Carlos «gearbeitet», «gehöre» also rechtmäßig ihm. Auch sei José doch nicht auf Juanitas Einnahmen angewiesen; er habe ja noch die hübsche Maria Dolores und die dicke Inez. Und warum schickte José nicht seine Schwester Angela an Stelle von Juanita auf den Strich? Also, Pat, gesetzt den Fall, Ihr junger Freund José ginge darauf ein und überließe, von Carlos eingeschüchtert, nun die Juanita dem Rivalen - wie ginge es dann weiter?»

Sie sah Pat an, die nachdenklich auf ihren Teller starrte, und schien sehr gespannt auf die Antwort.

Schließlich meinte Pat: «Natürlich würde sich José mit äußerster Anstrengung zur Wehr setzen, außerdem seinen großen Bruder Pedro und dessen ganze Gang verständigen und notfalls

zur Hilfe holen. Denn ließe er sich einschüchtern, so würde er nicht nur Juanita los, sondern binnen kurzem auch alle anderen Mädchen und seine Schwester obendrein...! Hier gilt: Wer Schwäche zeigt, wird gefressen! Gäbe José klein bei, dann würde nicht einmal Pedro seinem kleinen Bruder noch zu Hilfe kommen!»

«Sehen Sie, Pat», rief Mrs. Vandermeulen triumphierend aus, «Jetzt verstehen Sie mich! Bei den Leuten, mit denen ich zu tun habe, geht es nur ein bißchen eleganter zu, und die Methoden sind strafrechtlich weniger angreifbar — dafür haben sie hochbezahlte Spezialanwälte. Und nun wissen Sie auch, Kindchen, warum ich mich nicht einschüchtern lassen darf — denn dann wäre ich verloren, und selbst meine besten Freunde und deren Anhang würden mich sofort fallenlassen...»

Sie seufzte und schaute dabei etwas melancholisch aus dem geöffneten Fenster in den Park. Zwei Herren gingen dort gerade vorüber, beide im Jagdanzug, der eine hochgewachsen, mit schütterem dunklem Haar und einer Hornbrille, der andere um die Vierzig, mit leicht gedunsenem Gesicht und etwas zu korpulent für sein Alter. Der Jüngere redete gestikulierend auf seinen recht besorgt dreinschauenden Begleiter ein, blieb dabei immer wieder stehen und sprach dann besonders eindringlich, was dem Größeren mit der Hornbrille recht unangenehm zu sein schien. Jedenfalls machte er den Eindruck, als quälte ihn der Monolog seines Jagdfreundes und als fürchtete er, jemand könnte dessen ziemlich laute Äußerungen mithören. Tatsächlich vernahmen Pat und Mrs. Vandermeulen zweimal den Namen *«Ernest Ha user»*, jeweils mit einem für den Betreffenden wenig schmeichelhaften Zusatz. Dann war von einer Firma *«Lockheed Aircraft Corporation»* die Rede, die in großen Schwierigkeiten, *«in great trouble»*, sein sollte, und schließlich traf der Jüngere aufgeregt die Feststellung: *«These accusations are, of course, ridiculous, absolutely ridiculous ...!»* — «Die Herren scheinen auch ihre Sorgen zu haben», bemerkte Pat und beobachtete dabei aufmerksam Mrs. Vandermeulen.

Die alte Dame antwortete nicht. Sie starrte in den Garten und schien über irgend etwas entsetzt zu sein. «Mein Gott», murmelte

sie, «er auch! Und dabei hatte ich gehofft...» Sie brach ab, blickte aber wie gebannt den beiden sich entfernenden Herren nach.

Pat konnte sich keinen Reim darauf machen, aber sie glaubte einen der beiden Männer erkannt zu haben. Um das Gespräch wieder aufzunehmen, sagte sie:

«Der Größere von den beiden, der mit der Hornbrille, kommt mir irgendwie bekannt vor. Vielleicht habe ich mal irgendwo sein Foto gesehen...»

«Das war Prinz Bernhard der Niederlande», sagte Mrs. Vandermeulen leise, mehr zu sich selbst.

Sie verstummte wieder.

Schließlich schien sie sich gefaßt zu haben.

«Er ist mein guter Freund, dem ich heute früh - nicht rein zufällig, übrigens, wie ich gestehen muß - in der Halle begegnet bin. Ich mußte dafür ungewöhnlich früh aufstehen... Und der jüngere Herr ist wohl ein westdeutscher Politiker...»

«Was hat der Prinz mit westdeutschen Politikern zu tun?» erkundigte sich Pat und beobachtete die alte Dame dabei sehr genau.

Mrs. Vandermeulen schien ihren Schreck überwunden zu haben. Jedenfalls fiel sie jetzt zurück in ihren gewohnten Plauderton:

«Der liebe Bernhard kennt einige sogar recht gut - zum Beispiel Herrn Strauß, den früheren Bonner Verteidigungsminister... Der spricht ulkigerweise auch lieber dieses gutturale Englisch mit ihm, obwohl doch beider Muttersprache Deutsch ist... Übrigens, Sie verstehen doch sicherlich auch etwas Deutsch, Pat — oder?»

Pat nickte.

«Meine Mutter kam aus Frankfurt», erläuterte sie, «und die Eltern meines Vaters waren aus einem Städtchen in Polen in die Staaten eingewandert. Sie sprachen aber ebenfalls Deutsch. Zu Hause habe ich kaum ein Wort Englisch gehört. Aber woher kennen Sie denn den Prinzen Bernhard so gut, Cornelia?»

Mrs. Vandermeulen schien sehr erfreut über Pats Interesse und wollte gerade berichten, wie ihre freundschaftlichen Beziehungen zur holländischen Königsfamilie entstanden waren, als ein Page an ihren Tisch trat.

«Verzeihen Sie, Madame, da ist ein dringender Anruf für Sie! Der Portier hat ihn für Sie in die Telefonzelle neben der Halle legen lassen, Madame! Darf ich Ihnen den Weg zeigen? Es ist die Zelle Nummer eins...»

Er wartete respektvoll darauf, daß sich Mrs. Vandermeulen nun erhöbe und ihm folgte. Doch die alte Dame machte keine Anstalten aufzustehen. «Gerade jetzt», murmelte sie, wenig erfreut, wie es schien. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, betrachtete bekümmert das Steak, das der Kellner ihr eben serviert hatte, und starrte dann gedankenvoll aus dem Fenster in den leeren Park. «Der Portier hat dem Anrufer natürlich gesagt, daß Sie bei Tisch seien, Madame», ließ sich der Page nochmals vernehmen. «Man bestand jedoch darauf, daß Sie gerufen würden - es sei sehr wichtig...» Und als die alte Dame sich noch immer nicht rührte, fügte er hinzu: «Es scheint sich um ein Auslandsgespräch von sehr weit her zu handeln, Madame...»

Mrs. Vandermeulen seufzte.

Sie sah plötzlich sehr alt und gebrechlich aus.

Aber dann erhob sie sich, dankte dem eifrigen jungen Mann mit einem leutseligen Kopfnicken, winkte den Kellner herbei und bat ihn, ihr die Speisen warm zu stellen, und folgte dann dem Pagen, der ihr bereits in Richtung auf die Tür zur Halle vorauseilte. Doch nach zwei Schritten blieb sie wieder stehen, wandte sich zu Pat um und sagte leise:

«Es ist jetzt zwanzig Minuten nach zwölf - das Ultimatum ist abgelaufen, das mir der fischmäulige Advokat aus Utrecht gestern abend überbracht hat! - Sie scheinen es wirklich sehr eilig zu haben... Ich bin gespannt, mit welchen Tricks sie es jetzt versuchen werden...»

Sie zog eine Grimasse.

Dann ging sie mit kleinen, energischen Schritten rasch zum Ausgang, wo der Page wartete und ihr die Tür aufhielt.

Pat dachte: «Sie ist viel zäher als man für möglich hält. Sie wirkt wie ein Porzellanfigürchen aus dem Rokoko, aber bei näherem Kennenlernen stellt man fest, daß die scheinbar so zerbrechliche Figur in Wahrheit aus Stahl ist...»

4. Die Nassauer

«Es war gar nicht das erwartete Übersee-Gespräch», teilte Mrs. Vandermeulen schmunzelnd mit, als sie wenige Minuten später vom Telefon zurückkam, und setzte ihr Mittagessen mit sichtlichem Appetit fort. «Es handelte sich um einen Anruf der Verwaltung des <Glücklichen Elefanten>. So heißt der Sommersitz der niederländischen Königsfamilie in Port'Ercole. Man teilte mir im Auftrag von Königin Juliana mit, daß mir Haus, Park und Privatstrand sowie ein Motorboot, dazu alles erforderliche Personal vom kommenden Montag an wunschgemäß zur Verfügung stünden.» Sie seufzte.

«Das wird mich eine Menge Geld kosten...»

Pat sah sie verwundert an und dachte dabei an die so überaus herzliche Einladung, die die alte Dame am Morgen vom Prinzen Bernhard erhalten hatte.

«Sie wollen dafür bezahlen?» staunte sie. «Ich hatte den Eindruck, Ihr guter alter Freund, der Prinz...»

Mrs. Vandermeulen fiel ihr lachend ins Wort:

«Sie wundern sich? Nun, Sie müssen wissen, daß der schöne Besitz natürlich nicht dem Prinzen Bernhard gehört, sondern seiner Frau, der Königin.» Sie kicherte.

«Holland ist ein kleines Land», gab Pat zu bedenken, «nur etwa ein Viertel so groß wie der Staat New York und hat fünf Millionen Einwohner weniger — ich habe es nachgesehen, als ich mich auf die Reise vorbereitete. Vielleicht können die Holländer ihrer Königin nur sehr wenig Gehalt zahlen... ? Apanage nennt man es wohl», verbesserte sie sich und fügte hinzu: «Vielleicht ist es sogar nur eine Art Ehrensold, ein symbolischer Gulden pro Jahr... ?»

Mrs. Vandermeulen mußte herzlich lachen.

«Sie meinen, die Königin machte es ähnlich wie die amerikanischen Großbankiers und Industriebosse, die sich, wenn sie ein öffentliches Amt übernehmen, um des guten Eindrucks willen mit einem Dollar Jahresgehalt begnügen?» fragte sie schließlich, immer noch sehr vergnügt. «Nein, nein, mein Kind! So billig

macht es Königin Juliana ihren Holländern nicht! Dabei ist sie nicht so mittellos, daß sie auf ein hohes Gehalt angewiesen wäre. Auch wenn Sie in Ihren Nachschlagewerken darüber bestimmt nichts gefunden haben, Pat: Die Königin hat ein riesiges Privatvermögen; sie ist wahrscheinlich noch reicher als selbst die du Ponts oder die Rockefellers! Allein die Häuser und Grundstücke, die ihrer Familie seit über dreihundert Jahren in New York gehören und die sie geerbt hat, sind von unschätzbarem Wert...»

«Grundstücke in New York? Seit über dreihundert Jahren?» staunte Pat.

«Sie vergessen, Kindchen, daß die Stadt von den Holländern gegründet worden ist und, bis die Engländer kamen, Neu-Amsterdam genannt wurde. Die Niederländisch-Westindische Kompanie beherrschte damals weite Teile Nord-, Mittel- und Südamerikas, etwa so, wie heute die <United Fruit Company>... Von den an der Hudsonmündung lebenden Indianern <erwarb> sie die ganze Insel Manhattan - für Waren im Handelswert von höchstens dreißig Dollar... Als dann auf Manhattan, von 1626 an, der Kern des heutigen New York entstand, wo die Grundstücke inzwischen so unerschwinglich teuer geworden sind, daß man darauf nur noch Wolkenkratzer errichten kann, da sicherten sich die Nassauer als die Statthalter Hollands natürlich die besten Terrains. Und was Julianas Vorfahren damals fast geschenkt bekamen, das gehört ihren Erben heute noch - ganze Straßenzüge im Herzen von Manhattan...»

«Was waren das für seltsame Aristokraten, diese Nassauer», wollte Pat wissen. «Ich dachte immer, der Adel sei zu stolz gewesen, sich auf Geschäfte einzulassen, und er habe den Handel ganz den verachteten Bürgern, den <Pfeffersäcken>, überlassen!?»

«Ach was», meinte dazu Mrs. Vandermeulen, «die Adelligen waren genauso aufs Geldverdienen aus wie die Kaufleute — nur hatten sie andere, brutalere Methoden. Die Ahnherren der Nassauer hatten sich schon im frühen Mittelalter zu mächtigen Raubrittern emporgearbeitet, vermutlich weil sie rücksichtsloser und gewalttätiger waren als andere Räuber. Mit keinem anderen Recht als dem des Stärkeren erpreßten sie Steuern von den

Bewohnern der kleinen Städte und zwangen die Ackerbauern und ländlichen Handwerker, für sie ohne Lohn zu arbeiten. Dafür gewährten sie Bürgern und Bauern Schutz vor den Überfällen benachbarter Banden. Sie kontrollierten auch die Handelsstraßen und kassierten von den durchreisenden Kaufleuten Wegegelder und Zölle, mitunter auch Lösegeld, indem sie reiche Händler gefangensetzten und nicht eher freiließen, als bis deren Angehörige die geforderte Summe bezahlt hatten. Natürlich mußten sie sich häufig auch mit anderen Raubrittern herumschlagen, wenn diese mit ihren bewaffneten Knechten in das nassauische Revier einbrachen oder etwas nicht hergeben wollten, was die Nassauer für sich beanspruchten - kurz gesagt, heute würden wir das in Amerika als Bandenkriminalität bezeichnen.»

Pat nickte. Dann fragte sie: «Eine Polizei gab es damals wohl nicht?»

Mrs. Vandermeulen lächelte.

«Die Nassauer und ihresgleichen behaupteten, sie selbst seien das Maß aller Dinge, ihr Wille sei oberstes Gesetz, und ihre Büttel und Henker sorgten dafür, daß niemand widersprach. Übrigens, sie nannten sich erst vom 12. Jahrhundert an <von Nassau>, weil sie in der Nähe des Städtchens Nassau — es liegt bei Bad Ems, einem Kurort in Westdeutschland - eine Burg erobert und ausgebaut hatten, die sie dann zu ihrem Stammsitz erklärten.»

«Und wie kamen diese Nassauer dann nach Holland?» erkundigte sich Pat.

Mrs. Vandermeulen wartete mit der Antwort, bis der Kellner, der gerade nach ihren Dessert-Wünschen gefragt hatte, wieder verschwunden war.

«Das ist eine etwas heikle Geschichte», fuhr die alte Dame dann fort. «Sie begann damit, daß ein Nassauer Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Erbtöchter einer steinreichen niederländischen Großgrundbesitzerfamilie heiratete. Offiziell hieß es, dieser Ehebund habe dem langjährigen Herzenswunsch des Mädchens entsprochen, und dieser sei von ihren Eltern schließlich erfüllt worden. Das hört sich sehr romantisch an, nicht wahr?»

«War es das nicht?» Pat vermutete, daß Mrs. Vandermeulen auf eine solche Zwischenfrage nur wartete.

«Nun, die Braut war bei der Hochzeit erst dreizehn Jahre alt», erwiderte die alte Dame. «Ihre Eltern waren verstorben und konnten nicht mehr widersprechen. Den Vorteil hatte allein der Nassauer. Und im Laufe der Zeit bekamen der glückliche Freier und dessen Erben noch sehr viel umfangreicheren Großgrundbesitz aus dem Nachlaß mal dieses, mal jenes Verwandten. Darunter war auch das kleine südfranzösische Fürstentum Orange nebst drei Dutzend Weingütern in Burgund. Und weil der Titel «Prince d'Orange» oder «Prinz von Oranien» ihnen besser gefiel als der Name Nassau, den sie seit dem Raub der Burg geführt hatten, nannten sie sich fortan so...»

«Ich weiß nicht recht», meinte Pat, «ob ich lieber Orange heißen möchte als Rosenblatt...»

Mrs. Vandermeulen lachte.

Im siebzehnten Jahrhundert, so berichtete sie dann weiter, wurden die von den nun schon sehr wohlhabenden Prinzen von Nassau-Oranien als Statthalter verwalteten Niederlande, die sich in achtzigjährigem Kampf von der spanischen Oberherrschaft befreit hatten, das mit Abstand reichste Land Europas. Die «Ostindische Kompanie», eine holländische Privatgesellschaft mit außerordentlichen Privilegien und eigenen Söldnertruppen, beherrschte Ceylon, Malakka, Sumatra, Java, Borneo, Celebes und die anderen großen Sunda-Inseln, ja, betrachtete diese und auch die Kap-Kolonie in Südafrika als rechtmäßiges Eigentum ihrer Aktionäre, aus dem Jahr für Jahr hohe Dividenden zu erwirtschaften waren. Daneben gab es dann noch die «Westindische Kompanie», die weite Teile Amerikas beherrschte. Die gesamte niederländische Flotte zählte damals mehr als fünfunddreißigtausend Schiffe, und in den Tresoren der Amsterdamer Banken lagerten so riesige Mengen Gold und Silber, daß der Zinsfuß wegen des Geldüberflusses auf zwei Prozent sank. «Die Niederlande», meinte der damalige König von England neidvoll, «sind mehr ein Handelsunternehmen als ein Staat», und tatsächlich fanden auch die reichen Handelsherren, daß sie nun keinen Statthalter mehr brauchten. Und Prinz

Wilhelm II. von Oranien-Nassau - seine Familie hatte sich während des langen Befreiungskampfes der Holländer gegen die spanische Oberherrschaft erst sehr spät auf die Seite der Sieger geschlagen, war vom katholischen zum calvinistischen Bekenntnis übergetreten und hatte ihren bis dahin wichtigsten Verbündeten, den Minister Johan van Oldenbarnevelt, der Volksstimmung geopfert und hinrichten lassen - wurde trotz dieser Anbiederungen von vielen mit großem Mißtrauen betrachtet, schließlich sogar recht energisch aufgefordert, sein Amt niederzulegen und das Land zu verlassen. Doch dieser Wilhelm II. erwies sich dann doch als der Stärkere. Er ließ seine Gegner ins Gefängnis werfen und zwang schließlich mit Hilfe seiner Söldnertruppen sogar das reiche und mächtige Amsterdam zur Annahme seiner Bedingungen. Aber kurz darauf starb er an den Blattern, und nun beschlossen die Handelsherren, seinen Sohn und Nachfolger <für immer> von allen Staatsämtern auszuschließen. Das wäre beinahe das Ende der nassauischen Herrschaft in Holland gewesen, doch dann gab es Krieg mit Frankreich und England; die Parteigänger der Oranier bekamen wieder Oberwasser. Als Wilhelm III. wurde der gerade erst <für immer> Ausgeschlossene zum Oberbefehlshaber und Erbstatthalter ernannt. Der Anführer der Oranier-Gegner, Jan de Witt, mußte zurücktreten, und als er einige Wochen später seinen von Wilhelm III. aufgrund falscher Anschuldigungen ins Gefängnis geworfenen Bruder besuchen wollte, wurden beide de Witts von einer aufgehetzten Volksmenge gelyncht.

«Es hieß, diese Bluttat sei von Agenten der Oranier vorbereitet und von gedungenen Mördern ausgeführt worden», schloß Mrs. Vandermeulen, «aber da keine gerichtliche Untersuchung stattfand, konnte das nie geklärt werden.»

Die alte Dame seufzte.

Auch Pat war nachdenklich geworden.

«Dazu gibt es ja Parallelen aus jüngster Zeit», meinte sie dann. «Erinnern Sie sich zum Beispiel an die beiden jungen Schwarzen, die kürzlich in Nevada, angeblich von einer aufgebrachten Volksmenge, auf entsetzliche Weise verstümmelt und dann ermordet worden sind? Es hieß, sie seien einer weißen Frau zu

nahe getreten, doch in Wahrheit waren sie zufällig Zeuge eines Bandenverbrechens geworden, und die Gangster hatten den <Volkszorn> organisiert...»

Mrs. Vandermeulen nickte dazu nur. Dann ging sie mit Pat in die Halle, bestellte Kaffee, und erst als dieser serviert worden war, nahm sie ihre Erzählung wieder auf.

Sie berichtete zunächst von mehreren Versuchen, die Oranien-Nassauer zu entmachten und aus Holland zu verbannen, die aber sämtlich gescheitert waren. Auch der Sohn Wilhelms III. wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Wilhelm IV. wiederum Erbstatthalter, zugleich Generaldirektor der <Ostindischen> wie der <Westindischen Kompanie> was mit sehr stattlichen Einnahmen verbunden war und die Vermögensbildung der Nassauer außerordentlich förderte. Sein Sohn, Wilhelm V., ein sanfter, willensschwacher Knabe, folgte seinem Vater im Amt, doch er regierte nur noch dem Namen nach. In Wahrheit übten andere die Macht aus, und dabei wäre wohl am Ende das Haus Oranien-Nassau tatsächlich <für immer> aus der holländischen Geschichte verschwunden, hätte man ihm nicht eine preußische Prinzessin namens Wilhelmina zur Frau gegeben. Das war, vom Standpunkt der Oranien-Gegner aus, ein großer, nicht wiedergutzumachender Fehler, denn diese junge Frau nahm sogleich die Zügel fest in die Hand. Alle weiteren Versuche der Holländer, die Oranier loszuwerden, scheiterten an Wilhelminas unbeugsamen Willen. Erst Napoleon gelang es, sie vorübergehend zu entmachten und ins Exil zu treiben. Aber gleich nach Bonapartes Sturz war sie wieder zur Stelle. Sie setzte es auf dem Wiener Kongreß durch, daß ihr ältester Sohn als Wilhelm I. nun sogar König, und zwar eines auf Kosten Belgiens und Frankreichs sehr stark vergrößerten Hollands wurde.

«Diese Preußin war wirklich eine bewunderungswürdige Frau...!» meinte an dieser Stelle Mrs. Vandermeulen und hielt verzückt inne. Es schien, als ob sie an diese Wilhelmina dachte, die offenbar ihr heimliches Vorbild war. Pat wollte die alte Dame gerade fragen, ob sie vielleicht auch einen Sohn hätte, der einmal ihr gewiß sehr bedeutendes und auf allerlei Weise stark vermehrtes Erbe antreten sollte, als Mrs. Vandermeulen fortfuhr:

«Dieser Wilhelm I. entwickelte sich übrigens vorzüglich. Er

war schließlich einer der größten Geschäftemacher seiner Epoche und wurde darin später nur noch übertroffen von der Tochter seines Enkels, die man 1890 zur ersten Königin der Niederlande ausrief!»

Sie war, so erfuhr Pat, damals gerade zehn Jahre alt und hieß ebenfalls Wilhelmina. Mit achtzehn Jahren übernahm sie die Regierung. Eigentlich sollte sie nur repräsentieren, aber sie war von Anfang an entschlossen, es ihrer Ururgroßmutter gleichzutun und sich von niemandem die Zügel aus der Hand nehmen zu lassen. In der Ausübung ihrer Rechte, die sie sehr großzügig auslegte, durften ihr weder das Parlament noch die Regierung Vorschriften machen, und auch sonst ließ sie sich ihre Souveränität von niemandem beschneiden. Das bekam besonders der Mann zu spüren, den sie sich 1901 zum Prinzgemahl nahm. Er hieß Heinrich und war ein Sohn des sehr reichen Großherzogs von Mecklenburg. Vielleicht hatte er gehofft, in Holland eine Königsrolle spielen zu können, aber daraus wurde nichts. Wilhelmina bewilligte ihm nicht einmal eine Apanage, und nachdem er die zur Sicherung der Thronfolge nötige Anzahl von Kindern gezeugt hatte, beachtete sie ihn kaum noch. Er tröstete sich dann auf seine Weise und entwickelte eine Vorliebe für Kutscherkneipen und leichte Mädchen. Und eine seiner Freundinnen zahlte dann nach Heinrichs Tod im Jahre 1934 seiner Witwe die schlechte Behandlung des Prinzgemahls kräftig heim.

«Sie traf Königin Wilhelmina an deren empfindlichster Stelle, dem Geldbeutel», berichtete die alte Dame mit offenbarer Schadenfreude, «sie teilte ihr nämlich respektvoll mit, Heinrich habe da einen noch nicht eingelösten Scheck hinterlassen - für geleistete Dienste und in Höhe von einer Million Gulden -, und sie bat um umgehende Einlösung durch die hierzu verpflichtete Witwe...»

Mrs. Vandermeulen kicherte.

«Ich erinnere mich noch gut daran!» fuhr sie fort. «Wilhelmina hat bei dieser Nachricht fast der Schlag getroffen - weniger wegen dieses neuerlichen Beweises der Liederlichkeit ihres verewigten Prinzgemahls, dessen Eskapaden sie früher durch Hausarrest und

Taschengeldentzug zu bestrafen gepflegt hatte, als vielmehr wegen der enormen Höhe der Forderung!»

«Hat sie tatsächlich bezahlen müssen?» erkundigte sich Pat amüsiert.

Mrs. Vandermeulen nickte schmunzelnd.

«Ja, sie war gezwungen zu zahlen - zwar nicht die volle Million, aber immerhin einen selbst durch zähestes Feilschen nicht mehr zu vermindernenden sechsstelligen Betrag. Denn alle Versuche, den Scheck als Fälschung abzutun, mißlingen, und auch die diskret zu Rate gezogenen Kronjuristen sahen keinen Ausweg. Aber was meinen Sie, Pat, was die tüchtige Wilhelmina dann machte?»

Pat wußte es natürlich nicht, und so fuhr Mrs. Vandermeulen fort: «Nun ja, sie hat den schmerzlichen Verlust einfach auf die Steuerzahler abgewälzt - durch eine dem Parlament gestellte und von diesem der armen Witwe natürlich nicht abgeschlagene Nachforderung für unvorhergesehene Sonderausgaben im Zusammenhang mit dem Ableben Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen Heinrich...» - großartig, nicht wahr?»

Pat mußte zugeben, daß soviel Dreistigkeit schon etwas Imponierendes hatte, meinte aber, vielleicht sei die Königin wirklich nicht sehr wohlhabend gewesen.

Mrs. Vandermeulen starrte sie daraufhin entgeistert an.

«Nicht wohlhabend?! Nun, Wilhelminas *Privat*vermögen war anfangs, als sie mit achtzehn Jahren den Thron bestieg, wirklich nicht allzu groß, aber sie verstand es, diesem Mangel abzuhelfen. Es gibt kein niederländisches Unternehmen von Weltgeltung, an dem sie sich nicht mit dicken Paketen von Vorzugsaktien hätte beteiligen lassen. Beim Royal Dutch-Shell-Konzern, zum Beispiel, heute eines der größten Erdöl-, und Großchemie-Unternehmen der Welt, war Wilhelmina Großaktionärin, und ihre Erben sind das noch immer. Aber auch an manchen ausländischen Konzernen beteiligte sie sich, vor allem am «Anaconda»-Trust, dem größten Kupfererzeuger der Welt, ja sogar an der mächtigen «Shell»-Konkurrenz, dem aus Rockefellers Standard Oil Co. hervorgegangenen «Esso»-Konzern! Der Gesamtwert ihrer Industrieaktien erreichte schließlich eine Höhe, die einem den Atem stocken läßt: mehr als zwei *Milliarden* Dollar!»

Diese Schilderung schien ihr Spaß zu machen, ihre Augen funkelten.

«Ich habe gehört», sagte Pat nach einer kleinen Pause, »daß die Königin Wilhelmina immer sehr sparsam und bescheiden war. Es heißt, sie hielt gar nichts von höfischem Prunk und dem Leben in Palästen, bevorzugte einen eher kleinbürgerlichen Alltag und zeigte sich den Leuten meist auf dem Fahrrad, nicht in der Staatskarosse.»

«Das stimmt genau», meinte dazu Mrs. Vandermeulen und lächelte dabei auf eine Art, die Pat nicht zu deuten wußte. «Man kann sogar sagen, daß sie sparsamer lebte als die meisten Bürgerfrauen. Ihre Millioneneinkünfte aus dem riesigen Grundbesitz ihrer Familie verwendete sie bis auf den letzten Cent für den Ankauf immer neuer Objekte; die gewaltigen Dividenden aus ihren Aktienpaketen legte sie in neuen Industriebeteiligungen an, und von ihrer Zivilliste, die ihr das Parlament alljährlich aus Steuermitteln bewilligte, damit sie ihre Schlösser unterhalten und die erforderliche Repräsentation betreiben konnte, gab sie so wenig aus, daß sie sich im Lauf ihrer fünfzigjährigen Regierungszeit davon rund hundertfünfzig Millionen Golddollar zusätzlich auf die hohe Kante legen konnte. Sie bildete daraus eine krisenfeste Reserve, zumeist in Barren und gemünztem Gold, die heute mehr als eine Milliarde Gulden wert sein dürfte. Und auch noch nach ihrem Rücktritt Ende August 1948, als ihr nur noch ein Ruhegehalt von vierhunderttausend Gulden jährlich ausbezahlt wurde, sparte sie fleißig weiter bis zu ihrem Tode. Sie starb auf dem Schloß Het Loo, ihrem vom Staat unterhaltenen Alterssitz, 1962 im Alter von zweiundachtzig Jahren in der Gewißheit, niemals eine überflüssige Ausgabe gemacht und für ihre einzige Tochter in finanzieller Hinsicht aufs beste gesorgt zu haben...»

Pat bemerkte, daß sich ein älterer Herr, der zwei Tische weiter seinen Kaffee trank und Mrs. Vandermeulens respektlose Äußerungen über das Königshaus zumindest teilweise mit angehört hatte, mit einer deutlichen Äußerung seiner Empörung über die Taktlosigkeit der beiden Amerikanerinnen an den Geschäftsführer gewandt hatte, doch von diesem offenbar

beruhigt worden war.

«Seltsam», dachte Pat, «ich bin sicher, daß sie dies alles nicht nur für mich zum besten gibt... Sie will irgend jemanden damit ärgern oder gar provozieren. Ich wüßte verdammt gern, wen...!»

Und da Mrs. Vandermeulen offenbar von ihr eine Ermunterung, fortzufahren, erwartete, erkundigte sie sich, ob Königin Wilhelminas einzige Tochter nicht entsetzlich viel Erbschaftssteuer hätte bezahlen müssen.

Mrs. Vandermeulen lachte darüber sehr.

«Keinen roten Cent!», erklärte sie dann, und es klang fast triumphierend. «Ja, wäre die liebe Juliana, Wilhelminas Tochter und Erbin, eine gewöhnliche Staatsbürgerin und nicht seit 1948 Königin gewesen, dann wäre wirklich allerhand zu bezahlen gewesen! Sie hätte hunderte von Millionen Gulden flüssig machen müssen, und das hätte mit Sicherheit enorme Kurseinbrüche an den Aktienbörsen, ein Chaos auf allen Juwelen-, Kunst- und Grundstücksmärkten sowie große Verwirrung im internationalen Goldhandel hervorgerufen. Aber Königin Juliana, seit 1937 verheiratet mit dem deutschen Prinzen Bernhard zu Lippe-Biesterfeld, brauchte, wie gesagt, überhaupt nichts zu bezahlen. Im Gegenteil! Juliana konnte bald darauf - unter Hinweis auf die gestiegenen Lebenshaltungskosten - eine kräftige Erhöhung ihrer Bezüge durchsetzen. Und nachdem ihre älteste Tochter, Kronprinzessin Beatrix, 1966 geheiratet hatte — wieder einen Deutschen, Claus von Amsberg, der natürlich sogleich zum «Prinzen der Niederlande» ernannt wurde -, da erklärte Königin Juliana, die mit Abstand reichste Frau der Welt, dem darob sehr erstaunten holländischen Parlament, sie käme weder mit ihrem Geld noch mit ihrem Wohnraum zurecht. Sie verlangte eine Gehaltserhöhung um mindestens drei Millionen Gulden jährlich sowie die Instandsetzung des gewaltigen «Palais op de Dam» in Amsterdam auf Staatskosten. Was den Palast betraf, so wurde er für fünfundzwanzig Millionen Gulden gründlich renoviert, einschließlich des Kellers, in dem es noch zahlreiche Gefangenzellen, Folterkammern und Geiselszimmer gab, die noch aus früheren Perioden nassauischer Herrschaft und Vermögensbildung stammten. Aber die Gehaltserhöhung wollten

die Parlamentarier der Königin nicht bewilligen. Sie wiesen darauf hin, daß Juliana mindestens hundertzwanzig Millionen Gulden Jahreseinkommen aus ihrem privaten Inlandsvermögen beziehe, vom Auslandsbesitz ganz zu schweigen. Und sie sparte jährlich mindestens dreißig Millionen Gulden Einkommensteuer, und das sei eigentlich genug Gehalt!»

«Ich wette, sie hat die Erhöhung dennoch durchgesetzt», meinte Pat, und Mrs. Vandermeulen nickte.

«Natürlich», sagte sie, «allerdings mußte sie erst mit ihrem Rücktritt drohen — und dabei schwimmt sie geradezu im Geld! Sie ist so reich, daß sie ihre Schätze schon gar nicht mehr zählen kann!» Sie seufzte, sah auf ihre Uhr und sagte dann, ein Gähnen unterdrückend:

«Ich werde jetzt ein Stündchen ruhen, wenn Sie mich bitte entschuldigen, Pat - ich bin plötzlich sehr müde... Wahrscheinlich bin ich heute zu früh aufgestanden...!»

Sie erhob sich und bat Pat noch, sie telefonisch zu wecken, falls sie nicht bis halb vier Uhr wieder in der Halle sei. Pat sah ihr nach, wie sie eilig zum Fahrstuhl ging, dann, nachdem der Lift gekommen war, sich noch einmal umwandte und ihr freundlich zulächelte.

«Sie benimmt sich wie eine wirklich ganz reizende alte Dame», dachte Pat und überlegte dann, was sie nun unternehmen könnte. Es war Samstagnachmittag, kurz nach 14 Uhr; die Geschäfte am Ort hatten gewiß längst geschlossen. Das Hotel war wie ausgestorben, und die Hitze draußen ließ einen Spaziergang wenig verlockend erscheinen.

«Ich werde auf die Terrasse gehen, mir einen Liegestuhl suchen und ein bißchen dösen», beschloß sie. «Da draußen wird mich bestimmt niemand stören...»

5. Neuigkeiten aus Wallstreet

«Ja, sieh dir das an! Wenn das nicht Pat Rosenblatt ist, unsere jugendliche Kriminelle...!»

Pat, die eben eingeschlafen war, schreckte auf.

Auf der sonst leeren Terrasse waren zwei Männer erschienen, die sie verblüfft anstarrten. Sie waren wie Golfspieler gekleidet, und Pat erkannte sie nicht sofort, zumal die Sonne sie blendete.

«Du meine Güte, Mädchen, bist du blind?» rief der eine halblaut.

Der andere machte eine Bemerkung, das schlechte Gedächtnis von Millionärstöchtern betreffend, die jede Berührung mit Angehörigen der arbeitenden Klassen scheuten.

«Schön, daß ihr auch schon da seid», sagte Pat, die die beiden inzwischen als ihre Kollegen Mike Levyson vom <Wall Street Journal> und Jimmy Meyrowitz vom Washingtoner Büro der <Tribune> identifiziert hatte. Sie richtete sich auf, lud die beiden ein, Platz zu nehmen, und meinte dann kopfschüttelnd:

«Warum habt ihr euch denn als Golfer verkleidet? Ist das nicht ein bißchen übertrieben? Es gibt zudem hier, glaube ich, gar keinen Platz, auf dem ihr spielen könntet!»

«Doch», sagte Jimmy Meyrowitz und grinste, «vier Kilometer von hier, bei Arnhem, hat ein Klub seinen Platz — er hat allerdings nur neun Löcher, die Holländer sind sparsame Leute — , aber uns reicht das völlig bei dieser Affenhitze!»

«Und wie kommst du ausgerechnet in dieses Hotel?» wollte Mike Levyson wissen. «Hat *sie* dich etwa mit hierher genommen?»

Pat nickte, und nachdem sie sich vergewissert hatte, daß niemand sonst in Hörweite war, erklärte sie den beiden:

«Sie hat mich als ihre Enkelin eingeführt — sonst hätte man mich wohl gar nicht hier hereingelassen - es wimmelt hier von Sicherheitsbeamten!»

«Wem sagst du das?» meinte dazu Jimmy Meyrowitz. «Dieses Hotel wird im Moment schärfer bewacht als das Gold in Fort Knox - wenn wir nur wüßten, warum...»

Pat meinte arglos, die starken Sicherheitsvorkehrungen könnten doch wohl nur dem Prinzen Bernhard gelten. Ihre beiden Kollegen sahen sich verblüfft an.

Dann lachten sie, und Mike Levyson rief:

«Mann o Mann! Wir beide lungern seit gestern hier herum und kommen nicht durch die Sperren - weder mit Pressekarte noch mit einem Empfehlungsschreiben unserer Botschaft in Den Haag. Wir müssen uns verkleiden und einen Rolls-Royce mieten, um wenigstens mal für ein paar Minuten bis zu dieser Terrasse vorzudringen - und wen finden wir da? Unsere liebe Kollegin, die sogar hier wohnt, sich schon ganz wie zu Hause fühlt und den Prinzen, den wir verzweifelt suchen, längst geortet hat!»

«Nanu», wunderte sich Pat, «ich dachte, es ginge nur um den Tip, den unsere Redaktionen am Donnerstag bekommen haben - daß hier...»

«Pst!» unterbrach sie Jimmy Meyrowitz.

Es war ihm, als hätte er jemanden reden hören, aber das war wohl ein Irrtum, denn weit und breit war niemand zu sehen. Nur von weit her vernahm man das Klappern von Geschirr und das Lachen eines Küchenmädchens.

«Wie ist denn die alte Dame hier hereingekommen?» erkundigte sich Mike leise.

«Sie ist mit Prinz Bernhard und der Königin sehr gut bekannt», erklärte Pat ihren Kollegen, «und sie scheint schon öfter hier Gast gewesen zu sein. Jedenfalls behandelt man sie mit dem größten Respekt, und als der Prinz heute früh hier auftauchte und uns beide...»

«Hast du ihn gesehen?» fiel ihr Mike aufgeregt ins Wort.

«Heute morgen gegen halb zehn hörte ich ihn nur mit Mrs. Vandermeulen reden. Es war ein sehr freundschaftliches Gespräch, und gleich darauf ist er mit dem Auto weggefahren, einen Gast aus Deutschland zu empfangen...»

«Donnerwetter!» rief Jimmy Meyrowitz. «Dieser Gast aus Deutschland - das könnte unser Mann sein!»

Mike nickte.

«So ein Pech! Nun sind die beiden uns doch entwischt!» rief er ärgerlich.

Pat schien es an der Zeit, daß sie endlich auch erfuhr, worum es eigentlich ging.

«Wie wäre es», sagte sie, «wenn ihr mir erst mal erklärtet, warum euch plötzlich der Prinz und sein Gast aus Deutschland so brennend interessieren. Dann könnte ich euch vielleicht weiterhelfen. Ich habe nämlich die beiden zusammen hier im Park Spaziergehen sehen und auch zum Teil gehört, worüber sie miteinander gesprochen haben.»

Ihre beiden Kollegen starrten Pat an, als hätte sie gerade behauptet, nebenan im leeren Speisesaal sitze das Fabeltier von Loch Ness bei einem verspäteten Lunch.

«Du hast sie wirklich zusammen gesehen, die beiden? Und sogar belauscht?» fragte Mike, noch ungläubig. «Wer war denn der andere?»

Pat erklärte, sie habe nicht gelauscht, sondern durch das offene Fenster zufällig einen Teil der auf englisch geführten Unterhaltung mit angehört, und sie kenne den Namen des deutschen Gastes nicht. Sie habe nur von Mrs. Vandermeulen erfahren, daß es ein Politiker sei. Sie beschrieb sein Aussehen: groß, knapp vierzig, ohne Brille, zur Korpulenz neigend...

Die beiden Journalisten schienen enttäuscht.

«Verdammt», murmelte Mike, «und wir hatten gedacht, er käme selbst...» Pat schilderte ihnen nun, wie der Prinz und sein deutscher Gast auf dem Rasen auf und ab spaziert waren und was sie von dem Gespräch aufgeschnappt hatte.

Mike und Jimmy sahen sich an.

«Also doch!» rief Mike Levyson, und er wollte dann von Pat wissen, ob sie nicht noch mehr gehört hätte.

«Das einzige, was mir sonst noch aufgefallen ist», gab Pat zur Antwort, «war Mrs. Vandermeulens seltsame Reaktion. Sie war ziemlich aufgeregt, als von Lockheed und Mr. Hauser die Rede war, und ganz fassungslos, als sie merkte, daß auch der Prinz etwas mit der Sache zu tun hat. Worum handelt es sich nun eigentlich? Wollt ihr mir das nicht endlich mal erzählen?»

«Also gut, Mike - erzähl ihr, was es Neues gibt!» sagte Jimmy Meyrowitz zu seinem Kollegen. «Aber mach's kurz -vielleicht müssen wir bald hier verschwinden . .!»

Eine Viertelstunde später war Pat einigermaßen im Bilde: Schon vor einiger Zeit hatte, wie ihr längst bekannt war, ein Untersuchungsausschuß des amerikanischen Senats unter Vorsitz des Demokraten Frank Church damit begonnen, die unsauberen Geschäftspraktiken einiger multinationaler Konzerne, vor allem im Rüstungsbereich, aufzudecken. Bei dem Flugzeughersteller Northrop waren die Fahnder des Senatsausschusses kürzlich fündig geworden. Die Firmenleitung von Northrop hatte, mit handfesten Beweisen konfrontiert, schließlich zugeben müssen, daß sie an ausländische Politiker und Militärs, um Aufträge zu erhalten, beträchtliche Bestechungssummen bezahlt hatte. In die Enge getrieben, hatten die Northrop-Bosse Namen und Summen genannt und sodann zu ihrer Entschuldigung angeführt, sie seien zu solchen Schmiergeld-Zahlungen praktisch gezwungen gewesen, weil ihr Hauptkonkurrent, die Flugzeugfirma Lockheed, mit bösem Beispiel vorangegangen sei.

Daraufhin war auch Lockheed in die Senatsuntersuchungen einbezogen worden. Die Fahnder hatten rasch herausgefunden, daß Lockheed in den fünfziger Jahren schon nahe am Konkurs gewesen war, dann aber plötzlich Riesenaufträge erhalten hatte, und zwar von einigen mit den USA verbündeten Staaten und unter höchst ungewöhnlichen, sehr verdächtigen Umständen. Es ergab sich daraus der dringende Verdacht, daß die Lockheed-Repräsentanten nicht nur im Nahen und Fernen Osten, wo dergleichen sozusagen landesüblich war, sondern auch in Westeuropa viele Millionen Dollar an Schmiergeldern verteilt hatten, und zwar, wie es schien, sogar in der mit den USA militärisch, politisch und wirtschaftlich eng verbundenen Bundesrepublik Deutschland, daneben auch in Holland, Italien und weiteren europäischen Nato-Staaten.

Soweit war Pat der Hintergrund in groben Umrissen bekannt gewesen. Neu war ihr, daß der erste und mit Abstand größte Auftrag, den das fast bankrotte Unternehmen erhalten hatte, bereits im Oktober 1958 von dem damaligen Bonner Verteidigungsminister Franz Josef Strauß erteilt worden war. Noch bevor zwischen den Amerikanern und den Deutschen über Preise, Lizenzgebühren, Garantien und Termine auch nur vorführend verhandelt worden war, hatte Minister Strauß schon

den Lockheed-Vertretern erklärt, für ihn käme nur noch ihre Firma als Lieferant in Frage; er hätte sich bereits endgültig für ein Lockheed-Projekt entschieden, nämlich für ein Waffensystem mit dem Namen «Starfighter».

Damit war für Lockheed die drohende Gefahr des Konkurses gebannt und ein harter Konkurrenzkampf mit anderen möglichen Lieferanten, vor allem mit der amerikanischen Herstellerfirma Grumman, die ein Flugzeug mit dem Namen «Super-Tiger» anbot, sowie mit dem französischen Unternehmen Dassault, das seine «Mirage» zu offerieren gedachte, glücklich beendet, noch ehe er begonnen hatte. Lockheed war unversehens in eine Monopolstellung aufgerückt.

Das Vertragswerk, das dann im Frühjahr 1959 zwischen dem Bonner Verteidigungsministerium und der Firma Lockheed zustande gekommen war, hatte die Fachleute in aller Welt in ungläubiges Staunen versetzt. So etwas war noch nicht dagewesen!

Neben stark überhöhten Gewinnspannen für Lockheed war das Verblüffende an diesem Vertragswerk, daß man darin zwei nicht miteinander zu vereinbarende Aufträge gekoppelt hatte: die technische Weiterentwicklung des Schönwetter-Abfangjägers F-104 «Starfighter» zu einer auch ehrgeizigsten deutschen Wünschen nach Atomangriffswaffen genügenden neuen Version, der F-104 G (G = German, deutsch), und andererseits die Lieferung von Sechshundsechzig komplett von Lockheed zu produzierenden Maschinen dieses erst noch zu entwickelnden neuen Musters.

Normalerweise werden Produktions- von Entwicklungsaufträgen sauberlich getrennt. Denn bei einem Auftrag, ein Flugzeug von der Reißbrettskizze an zu entwickeln, kann natürlich niemand garantieren, daß diese Aufgabe zu einem bestimmten Termin, zu festem Preis und mit völlig befriedigendem Resultat bewältigt werden kann. Die Lieferfirma kann nur versprechen, daß sie ihr Bestes tun werde, und der Auftraggeber muß sich verpflichten, alle entstehenden Kosten, dazu eine angemessene Gewinnspanne, ohne Rücksicht auf das Ergebnis zu erstatten. Dagegen müssen bei einem Produktionsauftrag für ein schon entwickeltes, erprobtes und ausgereiftes Waffensystem von der Lieferfirma feste Garantien übernommen werden, sowohl für

die Einhaltung der vereinbarten Liefertermine wie für Leistung und Mindestlebensdauer der bestellten Flugzeuge. Und selbstverständlich wird auch ein fester Preis vorher vereinbart.

Die von Minister Strauß akzeptierte, höchst seltsame Vertragsformulierung, die die Entwicklung der F-104 G und die Lieferung von Sechshundsechzig fertigen Flugzeugen dieses neuen Typs miteinander koppelte, enthob Lockheed nahezu aller Garantieverpflichtungen und räumte zudem der Firma fast unbegrenzte Aufrechnungsmöglichkeiten ein.

«War es denn tatsächlich so kompliziert, aus der ursprünglichen F-104 die von Herrn Strauß gewünschte F-104 G zu machen?» hatte sich Pat an dieser Stelle erkundigt. Mike Levysen beeilte sich, ihr die Sache zu erklären. Als er geendet hatte, schwirrte Pat der Kopf. Es war von einer zusätzlichen Autopilot-Einrichtung die Rede gewesen, ferner vom Einbau von Bomben- und Luftwert-Rechnern, Positions- und Zielfluganzeigern, Infrarot-Visieren, Vorrichtungen zum Einbau von Kameras und zum Einhängen von Bomben, auch solchen mit atomarem Sprengsatz, von einem Vielzweck-Radar-System «Nasarr», einem Trägheitsnavigationsgerät «Litton» und einer Menge weiterer Aggregate.

«Wegen dieser zusätzlichen Elektronik mußten Rumpf und Tragflächen verstärkt, die Leistung des Triebwerks stark erhöht und das Leitwerk um ein Viertel vergrößert werden», ergänzte Jimmy Meyrowitz, und als er merkte, daß Pat sich noch immer kein richtiges Bild machen konnte, fügte er grinsend hinzu: «Der ursprüngliche «Starfighter» wurde so gründlich umgemodelt, als ließe ich in meinem «Volkswagen» alle technischen Feinheiten und Extras unserer gemieteten 6-Liter-Rolls-Royce-Limousine nachträglich einbauen!»

«Okay, jetzt verstehe ich», sagte Pat, «aber warum war dieser ungeheure Aufwand nötig?»

«Weil Herr Strauß buchstäblich um jeden Preis superschnelle Atombomber haben wollte», erklärte Mike, «und zwar so viele wie irgend möglich! Obwohl ihn sein damaliger Fliegergeneral Steinhoff dringend davor warnte, die Sache zu überhasten, beschloß Herr Strauß, noch ehe auch nur ein einziger Prototyp des

Super-Starfighters F-104 G im Flug erprobt worden war, seinen Auftrag gewaltig auszudehnen -und zwar gleich auf siebenhundert Stück des neuen Waffensystems!»

«Siebenhundert!» rief Pat staunend aus. «Was sollten diese Super-Starfighter denn kosten?»

«Ursprünglich war von 4,5 Millionen DM pro Flugzeug die Rede», erwiderte Mike. «Aber schon 1962 lag der Stückpreis bei knapp acht Millionen Mark... Insgesamt haben die Deutschen bis zum Ende der sechziger Jahre bei ständig steigenden Preisen mindestens acht, vielleicht aber auch zehn Milliarden Mark für ihre «Starfighter» ausgegeben.»

«Hat sich das Flugzeug denn wenigstens gut bewährt?» wollte Pat noch wissen.

Mike schüttelte den Kopf.

«Es handelt sich um ein überzuchtetes Hochgeschwindigkeitsflugzeug, und wegen seiner erschreckend großen Zahl von Unfällen mußte die amerikanische Luftwaffe schon 1959 ihre sämtlichen F-104 A aus dem Dienst ziehen, insgesamt vier Geschwader. Im Frühjahr 1960 wurde dieser Typ in den USA dann endgültig gesperrt und zum Verkauf an Pakistan und Nationalchina freigegeben...»

Er grinste, wurde dann aber gleich wieder ernst und fuhr fort: «Die Deutschen machten mit ihrem «Super-Starfighter» noch weit traurigere Erfahrungen. Bis Ende 1966 hatte die Luftwaffe schon 67 «Starfighter»-Abstürze zu verzeichnen; mindestens sechsdreißig Piloten verloren dabei ihr Leben, und inzwischen haben sich diese Zahlen nahezu verdreifacht. Außerdem gab es Hunderte von kleineren Unfällen wie Fehlstarts, Bruchlandungen oder Karambolagen am Boden. Wegen ihrer übergroßen Empfindlichkeit waren die deutschen «Super-Starfighter» sehr häufig nicht einsatzbereit, und dann fiel auch noch der Hauptgrund für ihre so kostspielige Anschaffung weg, weil das Pentagon im Sommer 1966 entschied, daß seine nukleare Mission künftig ausschließlich den Raketen zufallen sollte. Den deutschen «Super-Starfightern» wurden Erdkampf-Aufgaben zugewiesen, aber dafür sind sie im Grunde viel zu schnell, viel zu kompliziert und viel zu teuer — aber das soll unsere Sorge nicht sein...»

«Aber um die Fehlentscheidung des Rüstungskaufs geht es auch gar nicht?» erkundigte sich Pat.

Mike nickte.

«Klar», sagte er, «dafür würde sich bei uns kein Mensch mehr interessieren. Das ist eine Sache, die die Deutschen mit diesem Herrn Strauß abmachen sollen, der seltsamerweise noch immer eine politisch wichtige Rolle spielt. Er ist Parteiführer bei der gegenwärtigen Opposition...»

«Tatsächlich?» wundert sich Pat.

«Ja, es ist wirklich erstaunlich, daß er sich nach diesem <Starfighter>-Fiasko als Politiker halten können. Vielleicht hat er andere große Verdienste, die diese groteske Fehlentscheidung einigermaßen wettmachen. Jimmy und ich wissen noch nicht viel über ihn. Wir haben nur gehört, daß die Jungens vom State Department noch immer sehr angetan von ihm sind. Er ist erzkonservativ und ein eingefleischter Sozialistenfresser, also gilt er als zuverlässiger Verbündeter...»

«Natürlich», sagte Pat, «soweit ist alles klar. Ich begreife jetzt, warum ihr euch so ins Zeug legt. Und nun verstehe ich auch, weshalb ihr dem Tip, hier im Hotel Bilderberg wäre die Lösung einiger Rätsel zu finden, so große Bedeutung beigemessen habt... Glaubt ihr übrigens noch immer, der Hinweis könnte von Cornelia, ich meine: von Mrs. Vandermeulen gekommen sein? Was sollte sie damit bezwecken? Will sie sich nur interessant machen? Oder liegt ihr daran, daß jemand durch die Anwesenheit von Reportern nervös wird?»

Sie überlegte einen Augenblick, und als sie auf ihre Fragen keine Antwort erhielt, denn Mike und Jimmy tappten auch noch völlig im dunklen, fuhr sie fort:

«Wie erklärt sich, daß die alte Dame so entsetzt war, ihren Freund, den Prinzen, in die Sache verstrickt zu sehen? Könnte es sein, daß sie sich hier, als Bernhards alte Bekannte und im Schutz der Sicherheitsvorkehrungen für den Prinzen, ganz sicher fühlte und daß sie es deshalb wagen wollte, uns auf bestimmte Spuren zu bringen? Und nun hat sie gemerkt, daß Bernhard offenbar selbst zu den Freunden von Lockheed gehört und infolgedessen wenig entzückt davon wäre, wenn hier mit Mrs. Vandermeulens

Hilfe der Lockheed-Skandal in seinen ganzen Ausmaßen aufgedeckt werden könnte?»

«Das wäre immerhin eine Möglichkeit», meinte Mike, und Jimmy Meyrowitz gab zu bedenken, daß dieser Mr. Hauser mit seinen Aussagen in Washington vielleicht alles durcheinandergebracht und einige gut eingefädelte Pläne durchkreuzt hätte.

«Was ist denn mit diesem Mr. Hauser?» verlangte Pat zu wissen, und Jimmy erwiderte darauf:

«Die Senatsfahnder sind bei der Untersuchung der Lockheed-Geschäfte auf ihn gestoßen. Er war in den Jahren des großen <Super-Starfighter>-Geschäfts mit Bonn einer der wichtigsten Lockheed-Repräsentanten in Europa, und er soll damals über glänzende Beziehungen verfügt haben.»

Er berichtete dann, daß Mr. Ernest F. Hauser eingehend vernommen worden war und daß er, von den Senatsfahndern bedrängt und mit schwerer Strafe im Fall einer verweigerten oder gar falschen Aussage bedroht, schließlich Dinge enthüllt habe, die - falls sie wirklich stimmten - genug Zündstoff enthielten, um in verschiedenen westlichen Hauptstädten wie eine Bombe einzuschlagen.

Vorläufig, fügte Jimmy noch hinzu, würden Mr. Hausers Aussagen - wohl auf Drängen des State Department hin, das wichtige Interessen der USA in Europa dadurch bedroht sieht — streng geheimgehalten. Einiges sei dennoch durchgesickert, und es schien, daß auch Prinz Bernhard, dessen Name in den Protokollen ebenfalls aufgetaucht sein soll, inzwischen von den Ergebnissen der Hauser-Verhöre unterrichtet worden war.

«Das würde haargenau zu dem passen», meinte Pat, «was ich vorhin gehört habe.»

«Jedenfalls scheinen einige Leute über den Stand der Ermittlungen ziemlich genau Bescheid zu wissen», bemerkte Mike Levyson. Dann fragte er: «Hast du eine Ahnung, Pat, wo sich der Prinz und sein deutscher Gast jetzt aufhalten könnten?»

Pat schüttelte den Kopf. «Aber Mrs. Vandermeulen könnte das sicherlich leicht in Erfahrung bringen, man weiß im Hotel ja, daß sie mit dem Prinzen befreundet ist, und würde ihr bestimmt jede

Auskunft geben.»

Sie schaute auf ihre Armbanduhr.

Es war erst kurz vor drei Uhr — noch eine gute halbe Stunde wollte Mrs. Vandermeulen nicht gestört werden.

Die beiden Journalisten, vor allem Mike, hatten noch Bedenken:

«Sie würde doch sicherlich wissen wollen, warum du dich für die beiden so brennend interessierst, und wir wissen nicht genau, auf wessen Seite sie steht. Offenbar genießt sie das volle Vertrauen der Bilderberger, sonst wäre sie gestern hier nicht hereingelassen worden... besser, wir lassen die alte Dame ganz aus dem Spiel!»

«Ach was», widersprach Pat, «ich brauche ihr doch von den Hintergründen nichts zu sagen. Wenn ich sie nachher einfach frage, ob der Prinz noch im Hotel ist, so wird sie das ganz natürlich finden. Jede Amerikanerin interessiert sich für eine Königliche Hoheit. Sie wird sich dann beim Empfangschef erkundigen... übrigens, was meinst du mit «Bilderberger», Mike? Das Hotelpersonal?»

Mike lachte und tauschte einen raschen Blick mit seinem Kollegen.

«Hast du denn noch nichts vom Bilderberger-Klub gehört, Pat?» fragte Mike.

Pat schüttelte den Kopf.

«Nein», sagte sie dann, «ist das eine Bildungslücke?»

«Nicht wenn man sich vornehmlich mit Lokalberichterstattung und Jugendkriminalität befaßt», gab Mike lächelnd zur Antwort und fügte, an seinen Kollegen gewandt, hinzu: «Erzähl du es ihr, Jimmy!»

«Also gut. Im Jahre 1954 fanden ein paar einflußreiche Amerikaner, daß die Beziehungen innerhalb des atlantischen Bündnisses dringend einer Verbesserung bedürften. George Ball, der spätere Außenminister, wandte sich deshalb an den Prinzen Bernhard und bat ihn, so diskret wie möglich ein Treffen der wichtigsten Wirtschaftsführer, Politiker und Meinungsmacher der westlichen Welt einzuberufen. Die Konferenz kam bald darauf zustande, und zwar hier, im Hotel de Bilderberg...»

«Tatsächlich?! Warum ausgerechnet hier?»

Pat war sehr verwundert.

«Weil es so schön abgelegen ist», gab Jimmy zur Antwort, «und weil sich — von uns dreien einmal abgesehen — kaum ein Journalist hierher verirrt. Seit damals hat dieser Klub jedes Jahr ein- bis zweimal getagt, stets an einem anderen Ort und immer hinter verschlossenen Türen. Die Bilderberger, wie sie sich nennen, verstehen sich als eine Art geheimer Lenkungsausschuß der westlichen Welt, und Prinz Bernhard ist zwar seit der Gründung der Präsident dieses seltsamen Klubs, aber keineswegs sein wichtigstes Mitglied - mehr ein Aushängeschild. Damit du dir eine Vorstellung von dem wirtschaftlichen Einfluß machen kannst, den die Bilderberger haben, will ich dir mal ein paar Namen nennen. Zu den amerikanischen Mitgliedern gehören beispielsweise Henry Ford II, David Rockefeller und die führenden Männer der «Exxon», der früheren «Standard Oil-Gruppe...»

«Ist von den du Ponts de Nemours auch jemand dabei?» wollte Pat wissen.

Jimmy Meyrowitz sah sie etwas erstaunt an, dachte einen Augenblick lang nach und sagte dann:

«Also, in den letzten Jahren ist tatsächlich von den du Ponts keiner mehr dabeigewesen. Aber früher war Lammot du Pont Copeland, damals das Oberhaupt des Clans und zugleich amtierender Konzernchef, ein recht aktives Mitglied... Ansonsten aber ist nahezu alles, was Rang und Namen hat, bei den Bilderbergern: Leute wie der Bankier Edmond de Rothschild aus Paris, sein Kollege Marcus Wallenberg aus Schweden, der «Fiat»-Chef Giovanni Agnelli aus Turin, der Tanker-König Stavros Niarchos aus Griechenland oder auch Prinz Philip, der Gatte der Königin Elisabeth von Großbritannien. Natürlich werden stets, neben den ganz reichen Leuten, etliche wichtige Politiker, hohe Militärs, Beamte aus dem State Department, Spitzenleute der CIA sowie einige Fachleute auf dem Gebiet der Öffentlichkeitsarbeit, der psychologischen Kriegsführung, der Rüstung und der Politologie zu den Treffen eingeladen. Und hin und wieder sind auch amtierende Staatsmänner mit von der Partie...»

«Zum Beispiel Henry - Staatssekretär Henry Kissinger vom

State Department», warf Mike Levyson ein.

«Gehört vielleicht dieser Herr Strauß auch zu den Bilderbergern?» erkundigte sich Pat.

«Unsere Kollegin hat sehr rasch begriffen», meinte Jimmy, und Mike nickte zustimmend. Dann beantwortete er Pats Frage: «Herr Strauß hat wiederholt an Bilderberg-Treffen teilgenommen, auch schon damals, als er noch Verteidigungsminister war und diesen haarsträubenden <Starfighter>-Vertrag mit den Lockheed-Leuten schloß. Seinerzeit wurde auch die niederländische Luftwaffe von Prinz Bernhard mit dem <Starfighter> beglückt - der Prinz ist ja nicht nur Bilderberg-Präsident, sondern auch Generalinspekteur der holländischen Streitkräfte... Übrigens, sollen wir nun Mrs. Vandermeulen...?»

«Ich sehe, es ist schon kurz nach halb vier Uhr - ich muß die alte Dame wecken! Wollt ihr sie nun kennenlernen oder nicht?» Die beiden Journalisten überlegten nicht lange.

«Schaden kann es eigentlich nicht», meinte Mike, und Jimmy Levyson pflichtete ihm bei.

«Du kannst uns ja als deine Collegenfreunde vorstellen, die du - was ja die reine Wahrheit ist - hier ganz zufällig getroffen hast...»

Pat lachte.

«... wobei es ja wohl nur ein Zufall ist, daß *ich* hier bin! Übrigens, ich weiß nicht einmal genau, wie der Tip gelaftet hat, den die Redaktionen erhalten haben», fügte sie seufzend hinzu, «und wenn ich nicht Urlaub gehabt hätte und zu dem Kongreß nach Europa geflogen wäre, hätte man mir gar nichts davon gesagt. Nun möchte ich aber doch Genaueres wissen, denn wie soll ich euch helfen, wenn ich selbst keine Ahnung habe, worauf es ankommt?!»

«Sie hat recht», meinte Jimmy.

«Behalt es für dich, Pat», sagte Jimmy leise. «Der Hinweis lautete: Es gibt eine Liste der wichtigsten Empfänger von Lockheed-Schmiergeldern, auf der sogar angegeben sein soll, auf welchen geheimen Wegen und wieviel gezahlt worden ist!»

«Und was hat das mit diesem Hotel zu tun?» erkundigte sich Pat weiter.

«Das wissen wir auch nicht genau», erklärte Jimmy. «Wir

haben nur den Tip: An diesem Wochenende sei derjenige, der die Liste hat, hier im Hotel Bilderberg.»

Pat hatte sehr interessiert zugehört. Plötzlich kam ihr ein Einfall:

«Könnte dieser Mann, der den Prinzen informiert hat, vielleicht nicht nur derjenige sein, der diese Liste hat, sondern auch der, der dafür gesorgt hat, daß ihr den Tip bekam?»

«Nicht ausgeschlossen», meinte dazu Mike Levyson nachdenklich, «und das würde bedeuten, daß er mit uns ins Geschäft kommen will...»

«... oder mit einem oder mehreren anderen, den oder die er durch unsere Anwesenheit nervös und damit zahlungswilliger machen will», warf Jimmy ein. «Ich werde jetzt Mrs. Vandermeulen wecken», erklärte Pat und stand auf. «Vielleicht kann sie uns weiterhelfen...»

«Du brauchst ihr ja nicht gleich auf die Nase zu binden, Pat, daß wir Journalisten sind», sagte Mike, «aber du kannst sie ja mal fragen, wo der Prinz und sein deutscher Gast geblieben sind...»

Doch diese Vorsicht erwies sich als überflüssig. Als Pat zehn Minuten später zurück auf die Terrasse kam, war sie allein.

«Mrs. Vandermeulen ist verschwunden», teilte sie den beiden Reportern mit, und man merkte ihr an, daß sie sich Sorgen machte. «Ich habe sie zunächst telefonisch zu wecken versucht, wie es verabredet war. Ich habe es ein dutzendmal klingeln lassen, aber es meldete sich niemand. Ich bin dann hinaufgegangen und habe an ihre Tür geklopft — ebenfalls vergeblich. Nur das Zimmermädchen kam sofort und erklärte mir, es sei niemand in Mrs. Vandermeulens Apartement. Sie habe dort vor etwa einer Stunde aufgeräumt und sei seitdem ständig in der Nähe gewesen, so daß sie bestimmt bemerkt hätte, wenn die alte Dame während dieser Zeit heraufgekommen wäre. Das Mädchen hat mir dann die Tür aufgeschlossen — ich gelte ja als Mrs. Vandermeulens Enkelin, so daß sie keine Bedenken hatte, mich hineinzulassen -, und ich habe mich selbst davon überzeugen können, daß das Apartement leer war. In den Schränken und im Bad waren Mrs. Vandermeulens Sachen... wo mag sie nur geblieben sein?! Ich habe doch gesehen, wie sie mit dem Lift

nach oben fuhr!»

«Vielleicht hat sie's sich im Aufzug dann anders überlegt», gab Mike zu bedenken. «Sie ist wieder abwärts gefahren und hat, während du schon auf die Terrasse hinausgegangen warst, das Hotel verlassen — zu einem kleinen Spaziergang oder um irgendeine Besorgung zu machen, zur Apotheke etwa...»

Aber Pat schüttelte den Kopf.

«Nein, bestimmt nicht», sagte sie, «ich habe auch den Portier gefragt. Er war während der ganzen Zeit an seinem Platz und hätte sie sehen müssen. Er sagt, es sei ausgeschlossen, daß Mrs. Vandermeulen unbemerkt an ihm vorbeigegangen sein könnte, zumal nur wenige Gäste im Hause wohnen — darunter übrigens Seine Königliche Hoheit Prinz Bernhard und dessen deutscher Gast...»

«Donnerwetter!» rief Jimmy Meyrowitz. «Jetzt wissen wir, daß alle beide hier wohnen!»

«Ja», sagte Pat, «sie sind irgendwo zur Jagd und werden erst am späten Abend zurückerwartet... Übrigens, Mrs. Vandermeulen hat ihren Schlüssel nicht beim Portier abgegeben. Und ihr Chauffeur, von dem ich nur weiß, daß er Wellem heißt, ist bereits am Vormittag mit Mrs. Vandermeulens Daimler zu irgendwelchen Besorgungen weggefahren und noch nicht zurück. Ich hatte gehofft, er wüßte vielleicht etwas über den Verbleib der alten Dame - hoffentlich ist ihr nichts passiert!»

«Es gibt nur eine Erklärung», meinte Mike Levyson nach kurzem Nachdenken, «sie muß mit dem Lift auf eine andere Etage gefahren sein...»

«Richtig», sagte Mrs. Vandermeulen, die plötzlich hinter ihnen aufgetaucht war. Pat fuhr herum und nahm die alte Dame für einen kurzen Augenblick spontan in ihre Arme.

«Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind, Cornelia», sagte sie. Mrs. Vandermeulen schien gerührt.

«Es tut mir leid», erklärte sie, etwas verlegen, «es hat ein bißchen länger gedauert, als ich dachte. Aber ich sehe, Sie haben Besuch, Pat, ich will Sie nicht stören...»

«Sie stören überhaupt nicht, im Gegenteil», fiel ihr Pat ins Wort. «Ich habe ganz zufällig meinen New Yorker Studien-

kollegen Mike Levyson hier getroffen, und der andere junge Mann ist Mikes Freund, Jimmy Meyrowitz!»

«Nett, Sie zu treffen, Mr. Levyson, Mr. Meyrowirz», sagte Cornelia Vandermeulen und betrachtete die seltsame Kleidung der beiden. «Ich nehme an, Sie sind begeisterte Golfer», fügte sie noch hinzu, und Pat schien es, als amüsierte sich die alte Dame im stillen über die beiden Reporter.

Mrs. Vandermeulen setzte sich, und auch die beiden jungen Männer nahmen wieder Platz. Pat, die der alten Dame ein Kissen geholt hatte, sah, wie diese sich noch einmal umwandte, wohl um sich zu vergewissern, daß sie keine Zuhörer hatten.

Pat folgte ihrem Blick.

Sie sah, daß niemand in der Nähe war, bis auf einen Herrn, der unschlüssig durch die Halle schlenderte und dort in der Nähe der Terrassentür Platz nahm, eine (Neue Zürcher Zeitung) entfaltet und zu lesen begann. Er war von der Terrasse aus nicht genau zu erkennen, aber da Mrs. Vandermeulen ihn offenbar für harmlos hielt, kümmerte sich auch Pat nicht weiter darum.

«Ich habe, anstatt ein Mittagsschläfchen zu halten, mit einem alten Freund geplaudert», hörte Pat die alte Dame sagen. «Ich glaube, ich kann Ihnen jetzt in dieser Lockheed-Angelegenheit ein wenig behilflich sein...»

Mike, Jimmy und Pat starteten sie entgeistert an, und Mrs. Vandermeulen schien die Verblüffung der jungen Leute zu genießen. «Ja», fuhr sie fort, «ich habe heute beim Mittagessen etwas gehört, das mir keine Ruhe ließ. Deshalb habe ich meinen alten Bekannten aufgesucht. Er hat mir einige Sachen erzählt, die ich kaum für möglich gehalten hätte, und er gab mir dann sogar einen Stapel Unterlagen, der Sie gewiß interessieren wird! - Nein, ich bin keine Hellseherin», fügte sie lächelnd hinzu, «mein alter Freund, ein pensionierter Oberst, wurde zufällig Ohrenzeuge Ihrer Unterhaltung - wenngleich nur in Bruchstücken. Der Balkon seines Zimmers ist nämlich direkt über dieser Terrasse, und er hatte dort im Liegestuhl ein wenig lesen wollen... Kurz, er hat mir erzählt, wofür Sie sich so brennend interessieren, meine Herren, und ich kann Ihnen, zumindest was diesen Mr. Hauser angeht, einiges erzählen, das Sie noch nicht wissen - natürlich nur, wenn

Sie wollen!»

«Grundgütiger Himmel!» rief Jimmy Meyrowitz, wischte sich die Stirn und schlug sich dann klatschend auf die Schenkel. «Und ob wir wollen, Madam, schießen Sie los!»

6. Ein Mann namens Hauser

«Dieser Mister Hauser», sagte Mrs. Vandermeulen, «hat eine nicht ganz uninteressante Vergangenheit. Er stammt aus einer gutbürgerlichen österreichischen Familie; der Vater war Hochschullehrer. Ernest F. Hauser ging als junger Mann vor dem Zweiten Weltkrieg nach Amerika, und er kam erst 1945 wieder nach Europa zurück - als Oberleutnant des MIS, des Militärischen Nachrichtendienstes. Laut einem Dokument...» Sie kramte in ihrer Handtasche und holte einen Notizzettel hervor. «Hier ist es: Laut Dokument AG 300.4-GNMCF des Hauptquartiers der 3. US Army, Feldpostnummer 403, war Oberleutnant Ernest F. Hauser, Stammrollennummer 01039671 AUS - ich weiß doch, daß solche genauen Details die Journalisten erfreuen! -, Chef der in Schongau/ Oberbayern stationierten Abteilung des Geheimdienstes. Dort machte Hauser damals die Bekanntschaft eines dreißigjährigen Münchener Studienrats, den es nach Schongau verschlagen hatte. Dieser Mann - er hieß Franz, trug einen alten, dunkelblauen, viel zu kurz gewordenen Anzug, war ziemlich mager und sprach ganz gut Englisch - ging in der Villa Meinel, Hausers Stabsquartier, ein und aus. Franz galt als die rechte Hand Hausers, der sich zum «Schrecken von Schongau» entwickelte...» Sie seufzte. «Ich war damals in Deutschland für kurze Zeit zu Besuch bei Freunden am Chiemsee», fuhr sie fort, «und ich kann mir vorstellen, wie Mr. Hauser zu diesem Beinamen gekommen ist. Nach dem Bericht, den mir mein alter Bekannter, der Oberst, gegeben hat, wußte sich Oberleutnant Hauser in der oberbayerischen Kleinstadt und Umgebung allerlei zu verschaffen: einen BMW-Sportwagen, Fotoapparate, wertvolle Uhren, Feldstecher, Kühlschränke, Gold- und Schmucksachen sowie vor allem die Gunst junger Frauen und Mädchen. Die Methoden, die er dabei anwandte, waren nicht gerade die feinsten. Mitunter ließ er hübsche, aber störrische junge Damen einfach ins Gefängnis sperren, wohl in der Erwartung, sie dadurch gefügiger zu machen.» Sie lächelte, und Mike Levyson setzte gerade zu einer Frage an, was denn dies alles mit Lockheed zu tun habe, als

Mrs. Vandermeulen sagte:

«Ach, ich habe ja ganz vergessen zu erwähnen, daß Hausers rechte Hand, jener Studienrat aus München, niemand anders war als Herr Strauß, der spätere Bonner Verteidigungsminister. »

Sie freute sich, daß ihre Zuhörer staunten, und Pat sah, wie sie sich, ehe sie fortfuhr, noch mit einem raschen Blick vergewisserte, daß niemand in der Nähe war, ausgenommen der immer noch zeitunglesende Herr in der Halle, der nahe der offenen Terrassentür saß.

«Damals», berichtete Mrs. Vandermeulen weiter, «hieß er mit Vornamen nur <Franz>, denn seinen zweiten Namen, Josef, hat er sich erst später und inoffiziell, sozusagen als Künstlernamen, zugelegt, als er bayerischer Politiker wurde. Bis zum Kriegsende war er bei der Heeres-Flakartillerie-Schule VI in Altstadt bei Schongau als Oberleutnant der Reserve und <Offizier für wehrgeistige Führung> eingesetzt gewesen. Nach den deutschen Bestimmungen während der Nazi-Zeit wurde von diesen Führungsoffizieren nicht nur eine schwungvolle Persönlichkeit verlangt; sie mußten vielmehr auch» - sie konsultierte ihren Notizzettel - «*bedingungslose, kämpferische, fanatische Nationalsozialisten* » sein. *<Zugehörigkeit zur Partei und aktive politische Tätigkeit als Politische Leiter* » waren erwünscht. Nun, Herr Strauß hatte einer Parteigliederung, dem NSKK-Sturm 23/M 86, angehört und war dort <weltanschaulicher Referenz> gewesen. Aber trotz dieser damals recht erheblichen Belastung wurde er erst Dolmetscher bei den Amerikanern, dann der Freund und ständige Begleiter des Geheimdienst-Offiziers Hauser und schließlich

kommissarischer Landrat, als solcher auch automatisch geschäftsführender Vorsitzender des sogenannten <Spruchausschusses> für den Landkreis und damit Chef der für die Entnazifizierung zuständigen Behörde. Bei alledem dürfte ihm Ernest Hausers Freundschaft sehr zustatten gekommen sein...»

Sie machte eine Pause, fragte, da der Kellner gerade in der Nähe war, nach den Getränkewünschen der jungen Leute, und nachdem diese erfüllt worden waren, fuhr sie, an ihrem Campari-Soda nippend, eifrig fort:

«Hauser und Strauß verloren sich dann aus den Augen. Der Oberleutnant Hauser wurde in eine andere Garnison versetzt; Strauß machte bei der bayerischen Christlich-Sozialen Union und dann auch in Bonn eine steile Karriere, wurde unter Adenauer Minister, zuletzt für Verteidigung, und hat sehr viel später, nämlich im März 1966, als wegen der vielen «Starfighter»-Abstürze und sonstiger Pannen Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden, in einer großen deutschen Zeitung...»

Sie kramte nochmals in ihrer Handtasche, holte einen vergilbten Zeitungsausschnitt hervor, setzte ihre Lesebrille auf -«Ob sie das alles von ihrem Oberst hat?» ging es Pat durch den Kopf- und las ein paar Sätze daraus vor:

«*Ich habe Herrn Häuser erst im Laufe des Jahres 1961 in Amerika durch einen Zufall wiedergesehen.* » Und weiter: «*Seit der Versetzung des amerikanischen Oberleutnants Hauser von Schongau bis zu einer zufälligen Begegnung im Jahre 1961 in Amerika hatte ich überhaupt keine Verbindung oder sonst irgendwelche Beziehung zu ihm. Ich wußte nicht einmal, wo er sich aufhält.* » Nun, diese Behauptungen des Herrn Strauß entsprachen keineswegs der Wahrheit. Es bestand in den Jahren zwischen Hausers Weggang von Schongau und dem angeblich zufälligen Wiedersehen in Amerika ein ständiger, wenn auch lockerer Kontakt zwischen den beiden Freunden. Vor allem aber: Das Treffen in Amerika war keineswegs zufällig, sondern zwischen Strauß und Hauser verabredet worden. Und bereits im Frühsommer 1960, als Herr Strauß zu Ernest Hauser noch keinerlei Kontakt gehabt haben wollte, hatte sich der deutsche Verteidigungsminister bemüht, für seinen alten Freund, der ihn um einen Posten *«auf dem Gebiet der Intelligence (BND)* » - das bedeutet «Bundesnachrichtendienst» - brieflich angegangen war, eine dessen Neigungen entsprechende Stellung zu finden.»

Sie nahm einen Schluck aus dem Glas, vergewisserte sich, daß ihre Zuhörer gespannt auf die Fortsetzung ihres Berichts warteten, und fuhr dann fort:

«Ernest Hauser war zwischenzeitlich zum Captain befördert und in Korea eingesetzt worden. 1955 hatte er sich von seiner Ehefrau Erika, einer Deutschen, die Herr Strauß kannte, denn er

war der Trauzeugen gewesen, scheiden lassen, und Strauß hatte an Hauser mit Datum vom 3. Mai 1955 geschrieben - ich erwähne das nur, weil es zeigt, wie wenig es stimmt, daß Herr Strauß *«überhaupt keine Verbindung»* zu Ernest Hauser gehabt hätte! -, gegen diese Ehe habe er, Strauß *«von Anfang an etwas Bedenken»* gehegt... Nun, aus dem Versuch vom Sommer 1960, Mr. Hauser bei einer deutschen Dienststelle unterzubringen, wurde nichts. Aber am 16. Juni 1961 -> Mrs. Vandermeulen hatte eine Ablichtung dieses Briefes hervorgeholt - «konnte Herr Strauß an Mr. Hauser berichten: *«Lieber Ernst! Ich habe Herrn Robert Gross einen Brief geschrieben, den ich in Abschrift diesem Brief beifüge. Hoffentlich hat mein Schreiben den erhofften Erfolg. Du müßtest Dich also jetzt unter Berufung auf meine Intervention an Robert Gross wenden und ihn um eine Gelegenheit für eine Unterhaltung bitten. Ich hoffe auf ein Wiedersehen in Kalifornien und bin mit vielen Grüßen - auch von meiner Frau - Dein F. J. Strauß.»* - Nun, was sagen Sie dazu?»

Sie sah Jimmy und Mike, die sehr aufmerksam zugehört hatten, fragend an.

«Nichts Besonderes», meinte Mike achselzuckend, «das ist doch die übliche Tour...»

«Wart mal», fiel ihm Jimmy Meyrowitz ins Wort, «Robert Gross - war das nicht der Aufsichtsratsvorsitzende von...»

Er zögerte, und sogleich nahm Mrs. Vandermeulen wieder das Wort.

«... von Lockheed!» stellte sie triumphierend fest. «Ohne diese Intervention von Herrn Strauß wäre Mr. Hauser wohl nie Lockheed-Repräsentant in Europa geworden! Dann natürlich konnte Mr. Gross seinem allerbesten «Starfighter»-Kunden, dem Minister Strauß, einen solchen Wunsch nicht abschlagen...»

«Dann ist also Ernest F. Hauser, der wichtigste Zeuge der Anklage gegen Lockheed wie auch gegen die korrupten Staatsmänner und Militärs, damals tatsächlich nur durch die Intervention von Herrn Strauß eingestellt worden?» erkundigte sich Pat, die bis dahin nur aufmerksam zugehört hatte.

Mrs. Vandermeulen nickte dazu nur, kramte eine weitere Fotokopie aus ihrer Handtasche hervor und begann, auch diesen

Brief vorzulesen:

«Dieses Schreiben ist vom 25. August 1961», sagte sie, «und der Text lautet: *«Lieber Ernst! Ich möchte Dir nochmals für die schöne, leider viel zu kurze Zeit, die ich während meines Aufenthalts in Kalifornien mit Dir zusammen sein konnte, danken. Nun hoffe ich auch, daß Dein Wunsch, nach Deutschland zu kommen, endgültig in Erfüllung geht. In New York erreichte mich die Mitteilung von Courtlandt Gross — das ist der Bruder von Robert Gross, und er war damals Lockheed-Generaldirektor —, daß Lockheed Dich nun fest eingestellt hat und nach einer Einweisung, die in Deinem Interesse recht gründlich sein sollte, nach Koblenz»* - dort ist das für den «Starfighter»-Kauf und die Abwicklung des Geschäfts zuständige Beschaffungsamt der Bundeswehr — *«schicken wird. Ich freue mich schon jetzt auf das Wiedersehen in Bonn. Viele herzliche Grüße Dein F.J. Strauß.»* » Aber das ist noch keineswegs alles!»

Die alte Dame steckte die Fotokopie des Briefs wieder weg, zog noch einmal ihren Notizzettel zu Rate und fuhr, mit erhobenem Zeigefinger die Bedeutung ihrer Mitteilung unterstreichend, fort:

«Während dann, wie Sie ja wissen, dieses höchst ungewöhnliche «Starfighter»-Geschäft abgewickelt wurde, während sich die Pannen, Verteuerungen und Reklamationen häuften und das Verhältnis zwischen dem Bonner Verteidigungsministerium und den Lockheed-Vertretern eigentlich schon sehr kühl und distanziert, wenn nicht sogar bereits recht gespannt hätte sein müssen, wurden die Beziehungen zwischen dem Minister Strauß und dem Lockheed-Repräsentanten Hauser noch enger und herzlicher: Als Ernest F. Hauser, der in zweiter Ehe eine — bei der Bonner Botschaft Südkoreas beschäftigte - Koreanerin geheiratet hatte, Vater eines Sohnes geworden war, übernahm Minister Strauß bei der Taufe des kleinen Ernst Alfred Franz Josef Hauser am 9. Mai 1963 in Bonn-Plittersdorf die Patenschaft. Und im selben Jahr, genau am 8. Dezember 1963, verschaffte Strauß seinem alten Freund Hauser ein Darlehen in Höhe von 4800 DM, das heißt: Minister Strauß stellte selbst einen Scheck in dieser Höhe aus, doch wurde der Betrag dem Sonderkonto II» der von Strauß geführten Christlich-Sozialen

Union, das unter der Nummer 12010 bei dem Düsseldorfer Bankhaus Poensgen, Marx & Co. geführt wurde und über das Herr Strauß verfügen konnte, belastet...»

«Was mag das zu bedeuten haben?» fragte Jimmy Meyrowitz.

«Und woher wissen Sie das alles bloß?» erkundigte sich Mike. Mrs. Vandermeulen lächelte.

«Was es mit diesem Darlehen auf sich hatte, kann ich Ihnen leider nicht sagen. Ich habe die Sache nur erwähnt, um Ihnen zu zeigen, wie eng die Beziehungen zwischen Herrn Strauß und dem jetzigen Zeugen der Anklage, Mr. Hauser, über fast zwei Jahrzehnte hinweg gewesen sind. Meine Informationen stammen natürlich von meinem alten Freund, dem Oberst, der sehr zuverlässig ist. Die Holländer», fügte sie schmunzelnd hinzu, «sind zwar im allgemeinen sehr sparsam. Aber wenn es um die Beschaffung von Dokumenten geht, deren Inhalt direkt oder indirekt allerhöchste niederländische Interessen berühren, dann...»

«Ach so», fiel ihr Mike ins Wort, «jetzt verstehe ich den Eifer! Es geht wahrscheinlich mehr um Prinz Bernhard, über den dieser Mr. Hauser ja auch vor dem Senatsausschuß allerlei ausgesagt haben soll.»

«Dazu möchte ich mich jetzt nicht äußern», erklärte Mrs. Vandermeulen würdevoll, nahm noch einen Schluck aus ihrem Glas und wechselte dann rasch das Thema.

«Ich will Ihnen noch eine andere und, wie ich finde, recht aufschlußreiche Geschichte erzählen», sagte sie. «Sie erklärt vielleicht, warum die Aufklärung der schmutzigen Macheschaften des Lockheed-Konzerns, aber auch anderer Rüstungsunternehmen, auf so enorme Schwierigkeiten stößt. Die Geschichte ist, wie ich zugeben muß, stellenweise leider etwas schlüpfriig, und es wird Sie gewiß verwundern, daß eine Dame, zumal meines Alters, solche Dinge zum besten gibt. Es läßt sich jedoch in diesem Fall nicht ganz vermeiden, weil es sich um eine recht komplizierte juristische Auseinandersetzung handelt, die ohne bestimmte Informationen unverständlich bleibt. Nur deshalb muß ich dabei auch einige anstößige Details erwähnen, wobei ich mich bemühen werde, die allzu drastischen Schilderungen in den Schriftsätzen der Anwälte durch Umschreibungen etwas zu mildern...»

«Sie brauchen sich keinen Zwang anzutun», meinte Jimmy Meyrowitz, dem die Umständlichkeit der alten Dame auf die Nerven zu gehen begann, «wir sind schließlich alle erwachsen.»

Mrs. Vandermeulen betrachtete den jungen Mann mit leichter Verwunderung. Dann wandte sie sich an Mike Levyson und sagte:

«Ich war des Glaubens, der Beruf des Reporters erfordere viel Takt und Fingerspitzengefühl. Wenn Ihrem Kollegen meine Art, wichtige Informationen zu vermitteln, mißfallen sollte, so will ich ihn gern entschuldigen, wenn er vorzeitig aufbrechen möchte...»

Es bedurfte erst einiger Anstrengungen Mikes und einer förmlichen Bitte um Vergebung von selten des ungeduldigen Jimmy, bis Mrs. Vandermeulen endlich mit ihrer Geschichte begann. Pat beobachtete amüsiert das Geplänkel und wartete gespannt, mit welchen umständlichen Umschreibungen die alte Dame jene unanständigen Details, von denen sie gesprochen hatte, nun berichten würde.

Aber Mrs. Vandermeulen erzählte ganz sachlich:

Im Jahre 1964 hatte der damals kein Staatsamt mehr bekleidende Ex-Verteidigungsminister, Bundestagsabgeordnete und CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß — er war über die «Spiegel»-Affäre gestürzt, insbesondere weil er bei seinen Rechtfertigungsversuchen das Parlament falsch informiert und belogen hatte - einen Prozeß vor der 18. Zivilkammer des Landgerichts München I - Aktenzeichen 18-0-680/64 - gegen den «Spiegel»-Herausgeber Rudolf Augstein «wegen Widerrufs und seelischen Schmerzensgeldes» angestrengt. Es ging dabei um den «Ruch der Korruption», in dem zu stehen dem Ex-Minister Strauß von Rudolf Augstein vorgeworfen worden war.

Am 5. April 1965 hatten Augsteins Rechtsanwälte Dr. Otto Gritschneder und Dr. Hans Weber dem Gericht einen 73 Schreibmaschinenseiten umfassenden Schriftsatz überreicht, worin sie darlegten, was ihren Mandanten dazu bewogen hätte, Strauß Korruption vorzuwerfen.

Auf den ersten sieben Seiten des Schriftsatzes war zunächst der Begriff «Korruption» genauestens definiert worden, und dann hatten die Anwälte bestimmte Sachverhalte vorgetragen, straff gliedert von I. - Mißbrauch des Amtes für persönliche Zwecke

— bis III., worunter Fälle aufgeführt waren, in denen Strauß als Minister «bei Ausübung seines Amtes in öffentlichen Angelegenheiten die Öffentlichkeit, den Bundestag oder offizielle Stellen in grober Weise» belogen haben sollte.

Von den zahlreichen Beweispunkten des Komplexes I, unter denen besonders eingehend die «FIBAG»-Affäre und der Fall des «Onkel Aloys» Brandenstein behandelt worden waren, befaßten sich einige auf den Seiten 18 bis 23 des Schriftsatzes mit gewissen Begleitumständen des «Starfighter»-Kaufs.

Im Vorspann dazu hieß es — und Mrs. Vandermeulen zitierte dieses wörtlich anhand einer Kopie, die sie mitgebracht hatte: *«Es brauchen aber nicht nur materielle Vorteile zu sein, die ein Amtsträger sich oder anderen unter Ausnutzung seiner Stellung verschafft; bereits die Rechtsprechung zum Tatbestand der Bestechung kennt Vorteile anderer Art, die ein Beamter fordert oder sich gewähren läßt, wie die Duldung unzüchtiger Handlungen oder die Gewährung des Geschlechtsverkehrs. Der Korruptionstatbestand geht aber weit über den strafrechtlichen Tatbestand der Bestechung hinaus ... Es stellt schlicht Korruption dar, wenn ein Minister beispielsweise auf Dienstreisen im Ausland derart, um es vorsichtig auszudrücken, immaterielle Vorteile ... entgegennimmt ... Es sei an dieser Stelle vorweg darauf hingewiesen, daß der nachfolgende diesbezügliche Vortrag mit «Sittenschnüffelei» nichts zu tun hat. Es interessiert den Beklagten nicht, wie der Kläger sein Privatleben führt - solange der Kläger wirklich im privaten Bezirk verbleibt.»*

«Was dann im einzelnen von den Rechtsanwälten über die Begleitumstände des «Starfighter»-Kaufs und die Beziehungen von Herrn Strauß zur Firma Lockheed, zumal bei seinen diversen Amerika-Reisen, vorgetragen wurde», erklärte Mrs. Vandermeulen seufzend, «ist so haarsträubend, daß es sich wörtlich nicht wiedergeben läßt!»

Pat sah die enttäuschten Gesichter ihrer beiden Kollegen, die sich schon im Besitz einer sensationellen Story geglaubt hatten, und bat Mrs. Vandermeulen, ihnen doch zumindest in groben Zügen zu schildern, was sich abgespielt haben sollte, als Herr Strauß zum «Starfighter»-Einkauf nach Amerika gereist war.

«Nun, zunächst ging es um die erste Amerika-Reise, einen offiziellen Besuch des damaligen Verteidigungsministers Strauß in der Zeit vom 21. September bis 2. Oktober 1959», berichtete Mrs. Vandermeulen. «Seine Stationen waren New York, Montreal, Ottawa, Vancouver mit einem Abstecher nach Detroit und der Rückflug mit einem Zwischenaufenthalt in New York. Alsdann befaßte sich der Schriftsatz mit einer zweiten Amerika-Reise des Ministers Strauß in der Zeit vom 7. Juni bis 21. 1960 mit den Stationen New York, Brunswick, Los Angeles, San Francisco und Washington. Auch bei dieser Reise wurden die abendlichen Höhepunkte nicht selten von der Firma Lockheed bezahlt, und mehrmals kam es dabei zu sehr peinlichen Zwischenfällen, zum Beispiel im «Hotel Ambassador» in Los Angeles und in «Ricky's Studio Inn», einem exklusiven Hotel mit Nachtclubbetrieb in Palo Alto bei San Francisco. Das steigerte sich noch bei einer dritten Amerika-Reise des Herrn Strauß in der Zeit vom 13. Juli bis 2. August 1961 über New York, Washington und Seattle nach San Francisco, wo es wieder zu einigen skandalösen, für das Verhalten des Herrn Strauß offenbar typischen Zwischenfällen kam...»

«Verzeihung, Madam», fiel ihr an dieser Stelle Mike Levysen mit sehr sanfter Stimme in die Rede, «ich meine, Sie sollten uns zumindest *ein* Beispiel für das geben, was Sie gerade als für Herrn Strauß «offenbar typisch» bezeichnet haben. Sonst kann man sich wirklich kein richtiges Bild machen, Madam, und man kann auch den komplizierten Rechtsfall, von dem Sie sprachen, nur schwer verstehen.»

Mrs. Vandermeulen nickte zwar, schien aber noch zu zögern.

Pat bemerkte, wie sie sich, scheinbar zufällig, ein wenig zu dem Mann hinwandte, der hinter der offenen Terrassentür noch immer in seine Zeitung vertieft war. Aber er hatte inzwischen den Platz gewechselt und war noch nähergerückt. Er saß nun kaum anderthalb Meter von ihnen entfernt, seinen breiten Rücken der Terrasse zugewandt.

Aber, so stellte Pat überrascht fest, Mrs. Vandermeulen schien dies nichts auszumachen, ja, sie wirkte geradezu erfreut darüber und lächelte, als sie sich wieder in ihren Sessel zurücksinken ließ

und zu Mike Levyson sagte: «Sie haben ganz recht, junger Mann, ja, ich sehe das ein!»

Dann öffneten sie ihre Handtasche, suchte in den Papieren und zog ein Blatt hervor.

«Dies ist auch aus dem Schriftsatz, den die Anwälte von Herrn Augstein beim Gericht einreichten», sagte sie und las vor.

Geschildert wurde ein Ausflug, den der amtierende Verteidigungsminister Strauß in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli im Anschluß an einen Herrenabend beim deutschen Generalkonsul in San Francisco in das Negerviertel hinter der Market Street gemacht hatte. Eine einschlägige Kneipe spielte dabei eine Rolle, ein Zuhälter, eine schwarze Prostituierte und ein unschöner Auftritt im Hotel St. Francis, in dem Strauß eine Suite bewohnte.

«Und dabei wurden die Kosten dieses San Francisco-Aufenthalts gar nicht von Herrn Strauß getragen», setzte Mrs. Vandermeulen hinzu, «sondern sollen ihm, dem Schriftsatz zufolge, als Spesen erstattet worden sein - zwar nicht von der Firma Lockheed, sondern angeblich vom Generalkonsulat der Bundesrepublik in San Francisco. Dafür wurde der Generalkonsul Dr. Franz Beer als Zeuge benannt...»

«Warum betonen Sie so nachdrücklich», erkundigte sich Jimmy Meyrowitz, «daß es sich um *angebliche* Vorfälle handelt? Stimmen denn diese doch sehr präzisen Vorwürfe möglicherweise gar nicht?»

Mrs. Vandermeulen betrachtete ihn ernst über den Rand ihrer Lesebrille.

«Nun passen Sie mal gut auf, junger Mann», sagte sie, «damit kein Irrtum entsteht! Was ich Ihnen erzählt und vorgelesen habe, kann insofern als wahr gelten, als es genau das wiedergibt, was in dem Schriftsatz der genannten Rechtsanwälte vom 5. April 1965 steht. Mehr wollte ich damit nicht zum Ausdruck bringen, denn ich bin ja - dem Himmel sei Dank! -selbst nicht dabeigewesen. Aber Sie werden sich gleich selbst ein Urteil bilden können, ob die Angaben in besagtem Schriftsatz der Wahrheit entsprechen oder nicht, denn jetzt kommt ja erst, was ich Ihnen eigentlich erzählen will und wofür die ungefähre Kenntnis der in jenem Schriftsatz enthaltenen Tatsachenbehauptungen vorausgesetzt werden muß, weil man die volle Bedeutung sonst nicht verstehen

kann... Also, kaum waren die Ausführungen der Anwälte von Herrn Augstein dem Gericht zugegangen, da erhob die Christlich-Soziale Union heftigen Protest, allerdings ohne genau zu sagen, wogegen. In der Erklärung hieß es nur, man sei «erschüttert» über die Art und Weise, in der hier versucht werden sollte, einen so verdienstvollen Politiker wie den Herrn Strauß herabzusetzen und auszuschalten». Das Wort «auszuschalten» ist insofern sehr bedeutsam, als es zeigt, daß sich Strauß und seine Parteifreunde durchaus im klaren darüber waren, welche Konsequenzen sich ergeben könnten, wenn Strauß diese Behauptungen einfach hingenommen hätte. Zudem stand ein Parteitag der Christlich-Sozialen Union unmittelbar bevor, und der Vorsitzende Strauß wollte sich dort erneut zur Wahl stellen. Das alles mag erklären, warum sich Herr Strauß von seinen Parteifreunden dazu überreden ließ, gegen Herrn Augstein eine Privatklage anzustrengen, und zwar nur wegen der auf den Seiten 18 bis 23 des Schriftsatzes vom 5. April 1965 angeführten Tatsachenbehauptungen über die drei Amerika-Reisen des Verteidigungsministers. Strauß konnte nun erklären, er habe das Seine getan; der Strafrichter werde seinen Verleumder demnächst aburteilen. Andererseits freilich war eine gerichtliche Prüfung der von den Augstein-Anwälten angebotenen Beweise für jede einzelne Behauptung kaum noch zu umgehen.»

Mrs. Vandermeulen machte eine Pause, trank ihr Glas aus, und Pat benutzte die Gelegenheit zu einer Zwischenfrage:

«Sind diese von Ihnen nur angedeuteten Dinge denn tatsächlich vor Gericht detailliert erörtert worden? Das hätte doch in jedem Fall das Ende der politischen Karriere des Herrn Strauß bedeuten müssen - oder sehe ich das zu amerikanisch? Sind die Wähler in Deutschland nicht so kleinlich?»

«Nun mal langsam!» sagte Mrs. Vandermeulen. «Lassen Sie mich meine Geschichte zu Ende erzählen! Die Pointe ist, das verspreche ich Ihnen, sehr überraschend! - Also, zunächst ging alles sehr schnell. Herr Strauß erhob Privatklage beim Amtsgericht München; die Anwälte des Herrn Augstein teilten dem zuständigen Richter mit: *«Für die üble Nachrede wird der Wahrheitsbeweis geführt werden. Der Privatbeklagte hat selbst*

ein Interesse an der Klärung. › Die Zeugen, so fügten die Anwälte noch hinzu, würden sie in Kürze benennen. Aber dann trat eine längere Pause ein, denn von da an hatten es Herr Strauß und sein Rechtsanwalt Dr. Ossmann überhaupt nicht mehr eilig. Sie drängten nicht mehr auf Klärung der doch nun wirklich ernstesten Vorwürfe, die ja nicht als Rüge eines privaten Fehlverhaltens aufzufassen waren. Und auch die Justiz ließ sich Zeit. Bis zum 16. Juni 1966, morgens 8.35 Uhr, geschah in dieser Sache gar nichts. Und dann kam die überraschende Wende: Für diesen Morgen im Juni, mehr als ein Jahr nach Klageerhebung, war nämlich vom Amtsgericht ein - ungewöhnlich früher - Termin angesetzt worden; um 8.40 Uhr sollte der erste Zeuge Angaben über das Verhalten des Herrn Strauß auf seinen drei Amerika-Reisen machen. Aber genau fünf Minuten, bevor dieser Zeuge in den Gerichtssaal gerufen werden sollte, erhob sich Strauß-Anwalt Dr. Ossmann und teilte dem verduzten Richter kühl und höflich mit, sein Mandant, Herr Franz Josef Strauß, habe sich alles noch einmal gut überlegt und wolle das Verfahren vereinfachen: Sämtliche Punkte, die sich auf die Amerika-Aufenthalte des damaligen Verteidigungsministers Strauß bezögen, wolle Herr Strauß nicht länger zum Gegenstand seiner Privatklage machen. Er zöge also insoweit seine Strafanträge zurück. Offenbar hatte Herr Strauß nicht mehr das Gefühl, die Vorfälle in ‹Ricky's Studio Inn›, in Seattle oder auch das Intermezzo mit dem schwarzen Mädchen auf dem Hotelflur seien so bedeutsam und seiner Ehre als Politiker so abträglich, daß sie unbedingt gerichtlich geklärt werden müßten...»

«Donnerwetter!» staunte Jimmy Meyrowitz. «Die Zurücknahme der Privatklage in allen gravierenden Punkten und vor allem in solchen, die die Verhandlungen zwischen Strauß und Lockheed betrafen, mußte doch in der Öffentlichkeit den Eindruck entstehen lassen, Strauß gebe die Wahrheit der aufgestellten Behauptungen zu - oder?»

Mrs. Vandermeulen nahm Jimmy's Zwischenruf diesmal gelassen hin, ja, es schien, als freute sie sich sogar darüber.

«Junger Mann», sagte sie und sah dabei recht amüsiert aus, «Sie irren sich sehr! Es entstand in der deutschen Öffentlichkeit

nämlich überhaupt kein Eindruck. Es konnte gar keiner entstehen, denn die Öffentlichkeit war aus naheliegenden Gründen von dem Termin ausgeschlossen worden!»

Sie sah sich triumphierend im Kreis um.

«Und nun dürfen Sie dreimal raten, wer dieser Zeuge gewesen ist, der da umsonst auf dem Korridor des Amtsgerichts München gewartet hat! Na, was meinen Sie, wer das war?»

Sie sah die drei jungen Leute der Reihe nach fragend an. Erst als alle zu erkennen gaben, daß sie das Rätsel nicht lösen könnten, fuhr sie fort:

«Es war derselbe Mann, der auch in jüngster Zeit als Zeuge von sich reden gemacht hat und in Kürze internationale Berühmtheit erlangt haben wird: Mr. Ernest F. Hauser!»

Sie freute sich über die Verblüffung ihrer Zuhörer und setzte erläuternd hinzu:

«Mr. Hauser war es nämlich, der den damaligen westdeutschen Verteidigungsminister Strauß bei dessen nächtlichem Ausflug in San Francisco begleitet hatte. Jedenfalls war Mr. Hauser bereit, über dies alles und vieles mehr unter Eid auszusagen. »

Sie machte eine kleine Pause, sah sich noch einmal rasch nach dem Zeitungsleser um und fuhr dann fort:

«Ich kann mir anhand des Schriftsatzes, der ja wohl im wesentlichen auf Mr. Hausers Angaben beruhte, ein recht gutes Bild von dem machen, was er dann vor Gericht ausgesagt hätte. Und wenn Herr Strauß auf Mr. Hausers Aussage lieber verzichtete, indem er seine Klage in den betreffenden Punkten zurückzog, so vermutlich doch deswegen, weil auch er sich vorstellen konnte, was dabei herausgekommen wäre, und weil er Ernest F. Hauser nur allzu gut kannte. Er war ja immerhin achtzehn Jahre eng mit ihm befreundet gewesen, hatte mit ihm am Anfang seiner Karriere, im bayerischen Schongau, zusammengearbeitet, war Hausers Trauzeuge gewesen, später sein Förderer, Darlehensgeber und Pate seines Sohnes...»

«Und all das ist nie richtig an die Öffentlichkeit gekommen?» wunderte sich Mike Levyson.

«Ja, es ist wirklich erstaunlich», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «aber es wissen tatsächlich nur sehr wenige Bürger der

Bundesrepublik darüber einigermaßen Bescheid - und von den Wählern des Herrn Strauß vermutlich keiner.»

«Und wie ist das Hauptverfahren ausgegangen?» wollte Mike noch wissen. «Der Zeuge Ernest F. Hauser war doch wohl nur wegen der Behauptungen im Schriftsatz für diese Privatklage geladen?»

«Richtig», bestätigte Mrs. Vandermeulen, «aber über die andere gerichtliche Auseinandersetzung weiß ich nur so viel, daß Herr Strauß es sich weiterhin gefallen lassen mußte, daß man ihn als <im Ruch der Korruption> stehend bezeichnet.»

«Das ist keine sehr günstige Position», meinte Mike Levysen und grinste. «Und wenn man jetzt die Untersuchungen des Senatsausschusses in Sachen Lockheed...»

«Junger Mann», unterbrach ihn Mrs. Vandermeulen streng, «verschenden Sie nicht Ihre Zeit! Es ist längst beschlossene Sache, daß bei der Untersuchung der Lockheed-Geschäftspraktiken nur exakt soviel herauskommt, daß es den Interessen der USA nicht allzu abträglich ist — es sei denn, die Presse würde auf Grund eigener Recherchen bestimmte Dinge ans Tageslicht bringen, was ich mir aber kaum vorstellen kann... Das übrige hängt davon ab, wie weit das Demokratieverständnis in den einzelnen Ländern reicht. In den Niederlanden ist es beispielsweise stärker entwickelt als etwa im Iran. Und was die Bundesrepublik Deutschland betrifft...»

Sie brach ab, denn der Geschäftsführer des Hotels war plötzlich erschienen, stand zwei Schritte neben ihnen auf der Terrasse und hüstelte diskret.

Der bislang zeitunglesende Herr in der Halle war aufgestanden und beobachtete den Vorgang aus dem Hintergrund.

Mrs. Vandermeulen bat den Geschäftsführer, näherzutreten.

«Es ist mir wirklich sehr peinlich», begann er umständlich, «aber ich bin ersucht worden, die beiden Herren höflich zu bitten, sich wieder zu entfernen... Es ist wegen der strengen Sicherheitsbestimmungen, Madam, Sie verstehen gewiß... Und selbstverständlich betrifft das nicht Sie, Madam, oder Ihre Enkelin!» Er machte eine kleine Verbeugung zu Pat hin.

Jimmy und Mike erhoben sich.

«Es war uns ein Vergnügen, Madam», erklärte Mike Levyson, als er sich von Mrs. Vandermeulen und Pat verabschiedete. Jimmy Meyrowitz murmelte etwas, das man bei großzügiger Auslegung als seinen Dank verstehen konnte.

Zu Pat sagte Jimmy nur «Hi!», während Mike ihr noch mitteilte, sie hielten sich im Golf-Klub auf, hätten dort auch ein Quartier und blieben mindestens bis morgen mittag. Sie solle nicht zögern, dort anzurufen, wenn er ihr behilflich sein könnte. Bei den letzten Worten zwinkerte er ihr zu, wobei er darauf achtete, daß weder Mrs. Vandermeulen noch der Geschäftsführer es sehen konnten.

Dann verschwanden die beiden. Wenig später sah man sie in ihrem silbergrauen Rolls-Royce durch den Park zum Ausgang hinunterfahren.

Pat winkte ihnen nach.

«Nette Jungs», bemerkte Mrs. Vandermeulen, «nur der eine, dieser Jimmy Meyrowitz, ist ein bißchen vorlaut... Ich hoffe sehr, daß sie den Prinzen nicht doch noch belästigen - er hat es jetzt schwer genug! Und er wird es in Kürze noch schwerer haben», fügte sie düster hinzu, «auch ohne daß neugierige Presseleute ihm zusetzen...»

Pat ließ sich ihre Überraschung nicht anmerken. Offenbar wußte Mrs. Vandermeulen von ihrem Freund, dem Oberst, daß Mike und Jimmy Journalisten waren und den Prinzen in Sachen Lockheed interviewen wollten.

«Warum wird es für den Prinzen bald noch schwieriger?»

Aber Mrs. Vandermeulen gab zunächst keine Antwort.

Erst nach einer kleinen Pause sagte sie leise:

«Wenn auch nur ein Teil dessen, was mir mein Freund, der pensionierte Oberst, erzählt hat, in der holländischen Öffentlichkeit bekannt wird, dann ist Bernhard erledigt... Dabei ging es nur um einen lächerlichen Betrag, jedenfalls wenn man die Summe mit dem Reichtum des Hauses Oranien-Nassau vergleicht... Aber, wie dem auch sei, Pat, ich glaube nicht, daß der Prinz diesmal mit einem blauen Auge davonkommt...»

Pat wollte eine Frage stellen, unterließ es aber, als sie sah, daß die alte Dame in tiefes Nachdenken versunken war.

«... und das wirft alle meine Pläne über den Haufen!» hörte Pat

sie flüstern. «Dabei wäre es eine so schöne Gelegenheit gewesen...!»

Während Pat noch grübelte, was sie damit meinen mochte, stand Mrs. Vandermeulen plötzlich auf.

«Kommen Sie, lassen Sie uns noch einen kleinen Spaziergang vor dem Abendessen machen! Ich werde Ihnen erzählen, was mir gerade eingefallen ist. Es wird Sie bestimmt interessieren, Pat, denn es hat auch mit Jugendkriminalität etwas zu tun! Und vielleicht kommt mir dabei ein neuer Einf all...»

Als sie zusammen durch die Hotelhalle gingen, sah Pat den Herrn, der so lange in ihrer Nähe seine Zeitung gelesen hatte, an der Reception stehen. Er redete auf den Geschäftsführer ein und schien ihm heftige Vorwürfe zu machen.

Im Vorübergehen erkannte Pat ihn plötzlich wieder: Es war der deutsche Jagdgast des Prinzen Bernhard.

7. Wege zu Macht und Reichtum

«Natürlich sind die jetzigen Aussagen dieses Mr. Hauser vor dem Senatsausschuß nichts als die unbestätigten Behauptungen eines ehemaligen Lockheed-Angestellten von äußerst zweifelhaftem Ruf», erklärte Mrs. Vandermeulen, während sie mit Pat das Hotel verließ und in den Park hinunterging. «Wenn es keine weiteren Beweise gibt, wird man ihm nicht glauben können... Aber andererseits hat Mr. Hauser seine Aussagen beschworen, und was ich sonst noch über den Stand der Ermittlungen des Senatsausschusses erfahren habe, gibt mir doch sehr zu denken. Inzwischen steht fest, auch wenn es von den Lockheed-Leuten noch bestritten wird, daß im Zusammenhang mit «Starfighter»-Verkäufen in aller Welt tatsächlich etliche Millionen Dollar an Schmiergeldern einer ganzen Anzahl von ausländischen Politikern und Militärs in die Taschen geschoben worden sind...»

Mrs. Vandermeulen brach ab und sah sich nach allen Seiten um. Es war jedoch niemand in der Nähe. Die Parkwege, die sich sauber geharkt durch die Wiesenstücke, Baumgruppen und Blumenbeete schlängelten, schienen sonst keine Spaziergänger anzulocken. Mrs. Vandermeulen seufzte.

«Es ist schon recht seltsam», bemerkte sie dann, «worauf man bei den Geschäften der Firma Lockheed so stößt: Auf einen früheren deutschen Minister, der fast zwei Jahrzehnte lang mit einem dunklen Ehrenmann in engen, freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat, jenem Mr. Hauser, der jetzt als Zeuge vor dem Untersuchungsausschuß sogar einen Freund seines Freundes, den Prinzen Bernhard, der Korruption beschuldigt! Auf die erstaunliche Tatsache, daß ausgerechnet durch eine Intervention dieses damaligen deutschen Ministers der dubiose Mr. Hauser von Lockheed seinerzeit als Europa-Repräsentant eingestellt worden ist! Man stößt auf gegen alle Regel gekoppelte Liefer- und Entwicklungsverträge über Milliardensummen, die auch der deutsche Bundesrechnungshof scharf gerügt hat und die wiederum von demselben Minister mit Lockheed geschlossen wurden, der dann seinen Freund, Mr. Hauser, den Lockheed-

Leuten so dringend anempfahl...»

Sie dachte einen Augenblick lang nach.

«Aber, ob es zwischen alldem mehr als bloß zufällige Zusammenhänge gibt, das weiß niemand — nicht einmal ich...»

Pat wollte etwas fragen, aber Mrs. Vandermeulen kam ihr zuvor.

«Ach ja, ich wollte Ihnen ja eine Geschichte erzählen - vielleicht ist sie sogar, richtig verstanden, die Antwort auf die Frage, wie sich das alles zusammenreimt... Es ist eine wirklich interessante Geschichte. Ich muß dazu allerdings ziemlich weit ausholen, denn der ungewöhnliche Fall von Jugendkriminalität, von dem ich ausgehen muß, damit Ihnen die Hintergründe klarwerden, liegt schon über zweihundert Jahre zurück...»

Sie zögerte, warf Pat einen fragenden Blick zu, und erst als sie merkte, daß Pat keine Einwendungen machte, vielmehr gespannt und auch ein wenig amüsiert darauf wartete, daß sie mit ihrer Erzählung anfangte, fuhr sie fort:

«Der junge Mann, um den es sich zunächst handelt, ist 1743 in Kassel geboren. Das war damals die Hauptstadt eines selbständigen Ländchens, der Landgrafschaft Hessen. Er hieß Wilhelm und war der älteste Sohn und Erbe des regierenden Landgrafen. Seine Mutter war eine Tochter des Königs Georg II. von Hannover und Großbritannien, zu dessen Reich auch die nordamerikanischen Kolonien damals gehörten. Obwohl dieser Wilhelm eine für jene Zeit ganz ausgezeichnete Erziehung genossen hatte, am Hof seines Onkels, des Königs von Dänemark, groß geworden war, dessen Tochter er übrigens später heiratete, und ein reiches Erbe zu erwarten hatte, entwickelte er sich zu einem üblen Tunichtgut. Er war habgierig, geizig, gewalttätig, dazu feige, grausam und verschlagen, überdies ein Schürzenjäger sondergleichen!

Übrigens, bereits mit siebzehn Jahren wurde dieser Wilhelm Landesherr, zwar noch nicht der ganzen väterlichen Landgrafschaft, aber immerhin eines Ländchens mit knapp fünfzigtausend Einwohnern in der Nähe von Frankfurt am Main, das sich Grafschaft Hanau nannte. Aus diesem Zwerg-Staat preßte der junge Mann dann das Äußerste heraus, machte daneben die

übelsten Geschäfte und widmete sich mit Inbrunst dem Drill seiner Soldaten. Die ‹Armee› der Grafschaft Hanau bestand aus etwa dreitausend Mann - das war knapp die Hälfte aller gesunden Hanauer Männer im wehrfähigen Alter! Die allermeisten waren von Wilhelms Rekrutenfängern gewaltsam aus ihren Dörfern entführt worden.

Mit viel Prügel ließ er ihnen absoluten Gehorsam beibringen. Sie wurden geschunden, bis ihnen jeder Mut zum Aufbegehren oder gar zur Flucht gründlich vergangen war...

Nur weil die Soldaten die grausamen Strafen ihrer Vorgesetzten weit mehr fürchteten als eine feindliche Kugel, konnte man sie überhaupt einsetzen. Der junge Wilhelm verzichtete jedoch auf solche riskanten Versuche; er führte mit seiner ‹Armee› keine Kriege, sondern verkaufte sein ganzes ‹Regiment Hanau› lieber für teures Geld an die Engländer, und die setzten diese hessischen Bauernjungen dann gegen die Aufständischen in ihren nordamerikanischen Kolonien ein...»

«Richtig, die Hessen!» rief Pat überrascht aus. «Natürlich haben wir das in der Schule gelernt, nur wußte ich nicht...»

«... daß für diese Hessen ein junger Graf in Deutschland rund 1,2 Millionen Taler kassierte», stellte Mrs. Vandermeulen zufrieden fest. «Wilhelm war übrigens nicht der einzige deutsche Landesherr, der seine Untertanen verhökerte. Aber während die anderen das eingenommene Geld rasch verjubelten, legte der geizige Wilhelm die gewaltigen Summen, die dieser Soldatenhandel ihm einbrachte, stets gewinnbringend an. Gegen gute Sicherheiten, hohe Zinsen und allerlei Gefälligkeiten gewährte er nicht nur Fürsten Kredite, sondern gab auch kleine und kleinste Darlehen an Handwerker und Bauern, zumal wenn diese mit hübschen Töchtern oder auch Ehefrauen aufwarten konnten. Da er diese Wuchergeschäfte in sehr großem Umfang betrieb, beschäftigte er eine Anzahl Mitarbeiter, die er sehr kläglich besoldete, weil er - völlig zu Recht - der Meinung war, diese Gehilfen füllten sich ja ohnehin heimlich die Taschen, brauchten also für die gute Gelegenheit nicht noch zusätzlich von ihm belohnt zu werden. Dagegen, daß sie sich ein wenig bereicherten, hatte er nichts einzuwenden, sofern es allein auf

Kosten derer geschah, die mit ihm Geschäfte machen wollten.

Der wichtigste Gehilfe und «Kreditvermittler» des jungen Grafen Wilhelm war ein Lehrersohn namens Carl Friedrich Buderus, ein Streber und Pfennigfuchser sondergleichen. Natürlich wurde dieser Herr Buderus, dessen Einfluß ständig wuchs, heftig umworben von großen und kleinen Geschäftemachern, die mit dem reichen und skrupellosen Wilhelm in kommerzielle Beziehungen treten, als Vermittler mitverdienen oder gar als Gehilfen angestellt werden wollten. Einer von denen, die sich besonders hartnäckig um die Gunst des Herrn Buderus bemühten, war ein noch recht junger jüdischer Kleinhändler aus der an die Grafschaft Hanau grenzenden Freien Stadt Frankfurt am Main namens Meyer...»

«Den Juden ging es damals schlecht», bemerkte Pat, «sie wurden sehr hart bedrückt, auch in Frankfurt. Nur mit viel Geld konnten sie sich von den Schikanen der Behörden manchmal freikaufen!»

«Ich weiß», meinte dazu Mrs. Vandermeulen, «und deshalb war es auch Meyers Ziel, ein reicher und mächtiger Bankier zu werden. Er war unglaublich zäh und geduldig, und er hatte sich eine raffinierte Taktik ausgedacht, wie er mit dem jungen Grafen Wilhelm ins Geschäft kommen könnte. Er lieferte dem leidenschaftlichen Münzsammler rare Taler zum Einkaufspreis und wurde so Wilhelms bevorzugter Lieferant von seltenen Münzen. Dabei konnte er zwar nichts verdienen, aber er hoffte, dafür irgendwann einmal in die umfangreichen Finanztransaktionen, die Wilhelm tätigte, als Agent eingeschaltet und mit fetten Provisionen entschädigt zu werden. Indessen, mehr als zwanzig Jahre lang blieb es für den armen Meyer bei leeren Versprechungen. Zwar war Wilhelm inzwischen Landgraf von Hessen geworden, hatte zu den eigenen, während seiner Hanauer Regierungszeit zusammengerafften Millionen ein riesiges Vermögen geerbt. Aber jetzt, als reichster Fürst Europas, war er noch mißtrauischer als zuvor. In seine großen und erst recht in seine - häufig sehr schmutzigen - kleinen Geschäfte schaltete er nur seine engsten Mitarbeiter gelegentlich ein, vorzugsweise den eiskalten Geheimrat Buderus. Und dessen Vertrauensmann in Frankfurt war nicht Meyer, sondern der alte Wolf Salomon

Schnapper, der zu den wohlhabenden Bewohnern der Judengasse gehörte.

Aber dann konnte Meyer den alten Schnapper bewegen», berichtete Mrs. Vandermeulen weiter, «ihm seine siebzehnjährige Tochter Gudula zur Frau zu geben, dazu eine für Meyers Verhältnisse sehr stattliche, für die Schnappers erfreulich geringe Mitgift. Vor allem aber sorgte der Schwiegervater dafür, daß Meyer nun auch gelegentlich von Geheimrat Buderus in die landgräflichen Geschäfte als Vermittler eingeschaltet wurde, wenn auch nur in sehr bescheidenem Maße. Erst nach fünfzehn Ehejahren hatte Meyer endlich soviel Geld verdient, daß er mit seiner Frau und den inzwischen geborenen sechs Kindern eine eigene Wohnung beziehen konnte, und zwar im Haus «Zum grünen Schild» im «besseren» Teil der Judengasse. Zuvor waren sie im «Haus zur Hinterpfann» bei Meyers älteren, Trödelhandel betreibenden Brüdern und deren Familien in bedrückender Enge eben noch geduldete Untermieter gewesen. Und weitere zehn Jahre später, etwa von 1795 an, war aus dem armen Meyer ein schon sehr wohlhabender Mann geworden...»

«Und wie erklärt sich dieser plötzliche Wohlstand?» fragte Pat.

«Die Französische Revolution von 1789», erklärte Mrs. Vandermeulen, «hatte die Verhältnisse in Europa kräftig in Bewegung gebracht. Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, der um sein riesiges Vermögen bangte, war zunächst dem Bündnis der alten Mächte gegen das revolutionäre Frankreich beigetreten, hatte dann aber rasch die Lust am Kriegführen verloren, verkaufte seine Truppen, anstatt sie in nutzlosen Kämpfen aufzuopfern, regimentsweise an die Engländer und erklärte sich 1795 im Frieden von Basel für neutral. Er widmete sich wieder ganz seinen Geschäften. Vor allem nutzte er die Kriegswirren und die enorm gestiegenen Preise für sich aus, indem er gegen hohe Gewinnbeteiligung den europäischen Handel mit Mangelwaren und Waffen finanzierte, dessen Schwerpunkt sich damals, nach der Besetzung Amsterdams und der übrigen großen Umschlagplätze an der holländischen Küste durch die Franzosen, nach Frankfurt am Main verlagert hatte. Und dadurch wiederum wurden seine dortigen Agenten, unter ihnen, wenn auch an wenig prominenter Stelle, unser Meyer, immer reicher. Und weitere acht

Jahre später, 1803, kam für den geduldigen Meyer die eigentliche Sternstunde, die große Gelegenheit, auf die er jahrzehntelang gewartet hatte...»

«Ich nehme an», warf Pat ein, «es wird sich dabei um ein sehr großes Geschäft mit Waffen und anderem Kriegsmaterial gehandelt haben. Denn in dem bisherigen Verlauf der Geschichte habe ich noch keinerlei Ähnlichkeit mit der Lockheed-Affäre entdeckt.»

«Es war keineswegs ein Rüstungsgeschäft», erwiderte Mrs. Vandermeulen lächelnd, «aber es findet sich dennoch in dieser Transaktion eine erste Parallele... Es begann damit, daß 1803 der inzwischen von seinem Hauptgläubiger, dem Kaiser in Wien, zum Kurfürsten ernannte Wilhelm zu der Überzeugung gelangte, es wäre angesichts der unverkennbaren Eroberungspläne des in Frankreich an die Macht gelangten Generals Bonaparte vielleicht besser, seine in Kassel lagernden, gewaltigen Bargeldbestände außer Reichweite dieses habgierigen Nachbarn zu schaffen. Den größten Teil seines Riesenvermögens, insbesondere die Millionen-Erlöse aus seinen vielen Soldatenverkäufen, hatte Wilhelm zwar bereits in England sicher und ertragreich angelegt, was ihm eine große Beruhigung war. Aber in Kassel hatte sich der enorme Gewinn aus der Finanzierung des Schleichhandels angesammelt, und das bereitete Wilhelm beträchtliche Sorgen. Um so glücklicher war er, als sich dann ein Weg fand, diese brachliegenden und eine große Verlockung für Napoleon darstellenden Kapitalien ins ferne Dänemark zu schleusen, in ein Land, wo sie vor dem Zugriff der Franzosen sicher zu sein schienen, dessen Kreditwünschen er sich aber bislang hatte entziehen müssen, weil dort seine engsten Verwandten regierten. Und die wollten natürlich von ihm, dem lieben Schwiegersohn, Schwager, Neffen und Onkel, einen Verzicht auf die sonst üblichen Bedingungen, vor allem auf Sicherheiten und hohe Zinsen - Gefälligkeiten, die Kurfürst Wilhelm unter gar keinen Umständen zu gewähren bereit war. Schon der bloße Gedanke an einen Zinsausfall hätte ihm Übelkeit verursacht. So war er sehr froh, daß sein Finanzrat Buderus eine, wie es schien, geradezu geniale Lösung gefunden hatte, nämlich die, das Kreditangebot an

den geldbedürftigen dänischen Hof nicht selbst zu machen, auch nicht von den aller Welt bekannten Hofbankiers des Kurfürsten machen zu lassen, sondern über eine Kette von vertrauenswürdigen, als kurfürstliche Agenten bisher noch nicht in Erscheinung getretenen Mittelsleuten, und zwar jüdischen Kaufleuten in Kopenhagen, Hamburg und Frankfurt. So konnte man die sicher anzulegenden Millionen nach Dänemark schleusen, zugleich den wirklichen Kreditgeber vor den Verwandten geheimhalten, so daß man hinsichtlich der Zinsen und sonstigen Konditionen keine Rücksicht auf familiäre Bande zu nehmen brauchte, und erst sehr spät würde man dem dänischen Hof enthüllen, daß die Gesamtabwicklung der Anleihe in Frankfurt am Main stattfinden sollte. Von der Herkunft des Geldes brauchten die Kopenhagener nie etwas zu erfahren...»

«Ich glaube», sagte Pat nachdenklich, «ich beginne jetzt zu verstehen, welche mögliche Parallele Sie da sehen, Cornelia! Und wie ging es weiter?»

«Nun, es verlief alles ganz nach Wunsch, abgesehen davon, daß die dabei ausgeschalteten Hofbankiers zeterten und den neuen Vermittlern die Pest an den Hals wünschten, wobei sie vergeblich herauszufinden versuchten, wer ihnen das fette Geschäft weggeschnappt hatte. Es waren dies natürlich, als letzte Glieder der Kette, der inzwischen schon ergraute Münzhändler Meyer im Haus ‹Zum grünen Schild›, und dessen älteste Söhne, der gerade dreißigjährige Amschel und der neunundzwanzigjährige Salomon. Sie waren Teilhaber des väterlichen Geschäfts geworden, und ein jüngerer Bruder, Na-than Meyer, vertrat bereits die Firma in London. Dennoch mußte sich der alte Meyer weiter abrackern, um die Gunst des Kurfürsten und seines Rats Buderus bängen, von der er abhängig blieb, und er hatte sich wohl schon damit abgefunden, daß dies so bleiben würde. Aber dann, im Spätherbst 1806, veränderte sich seine Lage mit einem Schlag: Als Napoleon Ende Oktober in Berlin einzog, gab er Befehl, auf den hessischen Kurfürsten keine Rücksicht mehr zu nehmen, sein Land zu besetzen, seine Truppen zu entwaffnen, Wilhelm selbst gefangenzunehmen und sein gesamtes Vermögen zu beschlagnehmen. Dieser Schlag traf den Kurfürsten völlig unvorbereitet.

In der Nacht zum i. November 1806, als die französischen Truppen schon in Sichtweite seines Schlosses biwaktierten, erreichte ihn die Schreckensnachricht von den Befehlen Napoleons. Es blieben ihm nur wenige Stunden, um das Nötigste, dazu soviel Bargeld, Juwelen und Wertpapiere, wie sich in die Koffer stopfen ließen, in seine Kutschen verladen zu lassen und mit Familie und Mätressen aus der schon fast eingeschlossenen Stadt zu fliehen. Zuvor gab er seinem treuen Rat Buderus umfassende Vollmachten sowie genaue Anweisungen, wie und wo seine zurückbleibenden Schätze zu verstecken seien. Er flüchtete dann in den äußersten Norden, nach Schleswig, wo sein Bruder Herzog war, und unterwegs richtete er von jeder Station aus herzerreißende Bittbriefe an Kaiser Napoleon, er möge ihn schonen und als treuen Verbündeten annehmen.»

«Hat ihm das etwas genützt?» erkundigte sich Pat.

«Keine Spur», erwiderte Mrs. Vandermeulen. «Napoleon erklärte ihn für abgesetzt, das Kurfürstentum für annektiert, und er beauftragte General Lagrange, alle Vermögenswerte des Landflüchtigen zu registrieren und dann wegschaffen zu lassen. Die Gendarmen des Generals stöberten, unterstützt von den Einheimischen, die die Absetzung des Kurfürsten bejubelten, sämtliche versteckten Schätze auf. Dem General Lagrange fielen fast die Augen aus dem Kopf, als ihm seine Mitarbeiter einen ersten Überblick über den Umfang des konfiszierten kurfürstlichen Vermögens gaben. Und natürlich beschloß Lagrange sofort, seinem Kaiser, der auf so ungeheure Beute auch nicht gefaßt sein konnte, einen ähnlichen Schock zu ersparen und Napoleon nur etwa ein Viertel des wahren Umfangs zu melden. Den ganzen Rest behielt er zunächst für sich, doch da er mit den Kisten voller Hypothekenbriefe, Schuldverschreibungen und Wechsel nichts anfangen konnte, ließ er sich herbei, rund hundertzwanzig Kisten mit Papieren, die zusammen den Großteil des kurfürstlichen Vermögens darstellten, an Mittelsleute des gleichfalls geflüchteten Rats Buderus herauszugeben und nur ein paar Dutzend Behältnisse, die Gold und Juwelen enthielten, zu seinem Beuteanteil zu nehmen, dazu eine Million Goldfranken in bar, die er als Preis für die herausgegebenen Kisten forderte und auch erhielt.»

«Dann blieb Kurfürst Wilhelm ja fast so reich wie zuvor!» rief Pat aus. Es klang enttäuscht, und Mrs. Vandermeulen lachte. «Ja und nein», sagte sie dann, «da man ihm die zurückgekauften Kisten nicht nachschicken konnte - das wäre zu gefährlich gewesen —, konnte nur Herr Buderus darüber verfügen. Niemand als er und einige wenige Vertraute wußten, in welchen neuen, sicheren Verstecken die Papiere, die einen Wert von einigen hundert Millionen darstellten, nun lagerten. Wilhelm saß im fernen Schleswig mit nur wenig Bargeld; er hatte kein Land, keine Steuereinnahmen, keine teuer zu verkaufenden Soldaten mehr. Selbst die Schuldtitel, die er auf seine Flucht mitgenommen hatte, nutzten ihm nichts, denn sie waren von Gläubigern ausgestellt, die wie der Kaiser bankrott oder wie der Preußenkönig geschlagen und auf der Flucht waren. Nicht einmal an seine Reserven in England konnte Wilhelm heran, denn die Briten hatten sie vorsichtshalber beschlagnahmt, weil sie Wilhelm aus gutem Grund mißtrauten. Immerhin wären ihm noch die an den dänischen Hof geliehenen Millionen verblieben, zumindest deren Zinsen, doch er hatte ja die Herkunft dieser Kredite absichtlich und sehr sorgfältig vor den Kopenhagener Verwandten geheimgehalten. So konnte nur der treue Meyer in Frankfurt die jeweils fälligen Zinsen in Empfang nehmen, und Frankfurt war fern, zudem in Feindeshand und Residenz des Rheinbund-Chef's Dalberg, zu dem Meyer, wie der Kurfürst erfahren hatte, bereits in sehr engen geschäftlichen Beziehungen stand. Es war für Wilhelm eine sehr vertrackte Lage, und er grübelte vergeblich, wie er sie verbessern könnte. Es bedeutete für ihn wenig Trost, als der aus Kassel geflüchtete Buderus zu ihm stieß und ihm versicherte, alle Vermögensangelegenheiten seien beim alten Meyer in besten Händen. - Dank dessen neuer Stellung als Hauptkreditgeber des Rheinbund-Fürsten Dalberg und der französischen Herren im besetzten Hessen. Vor allem hatte Meyer keine Liquiditätsprobleme mehr; er schwamm geradezu in Geld, wenn auch nicht allein im eigenen, sondern hauptsächlich in dem Geld des geflüchteten Kurfürsten, für den er überall die fälligen Zinsen und Tilgungen kassierte — nicht nur die aus Kopenhagen, sondern im ganzen Land, weil nur er über die Papiere in den von Lagrange zurückgekauften Kisten verfügte. Meyer verwaltete also

den allergrößten Teil des kurfürstlichen Vermögens; Buderus hatte alle Vollmachten, die ihm von Wilhelm erteilt worden waren, vor seiner Flucht auf Meyer übertragen, aber sobald sich die Lage einigermaßen beruhigt hatte, schickte der Kurfürst seinen Rat Buderus zurück nach Kassel mit der Weisung, die Selbstherrlichkeit des alten Meyer schleunigst zu beenden. Doch der hatte alles schon so fest an sich gezogen, daß Buderus, selbst wenn ihm daran gelegen gewesen wäre, sich gar nicht mehr von Meyer hätte trennen können. Doch das wollte er gar nicht. Er war nämlich inzwischen heimlich der stille Teilhaber der florierenden Firma Meyer & Söhne und auf diese Weise bereits mehrfacher Millionär geworden.»

«Woher weiß man das?» wollte Pat wissen. «Gibt es denn irgendwelche Beweise dafür, daß dieser Buderus, der doch Beamter und, sozusagen, der verantwortliche Minister des Kurfürsten war, sich in großem Stil hat bestechen lassen?»

«Zu Lebzeiten der Beteiligten gab es keinerlei Beweise dafür», sagte Mrs. Vandermeulen. «Die Herren waren viel zu vorsichtig und gerissen, als daß es Schriftliches darüber gegeben hätte. Herr Buderus richtete sich bei mit Meyer befreundeten ausländischen Bankiers Geheimkonten ein, die nicht auf seinen Namen, sondern auf Code-Nummern lauteten. Und dorthin überwies Meyer von Zeit zu Zeit die Gewinnanteile seines stillen Teilhabers. Und in einigen Fällen, wo sich auch diese Methode als zu riskant erwies, brachte ein Vertrauter des alten Meyer dem Herrn Buderus einfach einen Koffer voll Bargeld ins Haus — mit einem schönen Gruß vom ›Onkel Amschel‹ und ohne eine Quittung zu verlangen. Der Kurfürst ist nie dahintergekommen, und wäre er es, so hätte es ihm wenig genützt. Denn inzwischen hielten die Repräsentanten der den Kontinent beherrschenden Großmacht Frankreich, in erster Linie der zum Großherzog beförderte Dalberg, aber auch Mitglieder der Regierung in Paris, ihre schützende Hand über die Firma Meyer & Söhne. Dem französischen Außenminister Talleyrand galten der alte Meyer, dessen stiller Teilhaber Buderus, vor allem aber die sehr tüchtigen Söhne Amschel junior, Salomon und Nathan, als besonders zuverlässige Stützen seiner Politik, die vor jeder Verdächtigung in Schutz zu nehmen waren...»

«Ich begreife allmählich», warf Pat ein, «was Sie vorhin gemeint haben, als Sie von gewissen Parallelen zur Lockheed-Affäre sprachen...! Und wie ging es weiter?»

«Nun ja», nahm Mrs. Vandermeulen ihre Erzählung wieder auf, «das Kurfürstentum Hessen-Kassel wurde dem neuen Königreich Westfalen einverleibt, und dieses regierte - von Wilhelms Kasseler Schlössern aus! - der kleine Bruder Napoleons, Jérôme, den der arme Victor du Pont de Nemours zeitweise zum Geschäftspartner gehabt hatte. Wilhelm im fernen Exil schäumte vor Wut, und er wurde dann auch noch von seinen ängstlich gewordenen Verwandten gebeten, sich doch ein anderes Quartier zu suchen. Doch, wen er auch um Asyl bat, alle winkten ab.

Schließlich gestattete ihm sein Hauptgläubiger, Kaiser Franz in Wien, zu einem befristeten Kuraufenthalt nach Karlsbad in Böhmen zu reisen und sich später in aller Stille in Prag niederzulassen. Währenddessen war es dem alten Meyer — mit heimlicher Unterstützung Dalbergs und anderer mächtiger Freunde — gelungen, nahezu sämtliche Außenstände, die der Ex-Kurfürst bei kleinen und großen Schuldnern in Deutschland noch hatte, einzutreiben — gegen den ausdrücklichen Befehl König Jérômes, der diese Forderungen auf seine Staatskasse übertragen hatte. Es waren rund vier Millionen Taler oder sechzehn Millionen Franken, die Meyer & Söhne auf diese Weise für Wilhelm — und zunächst für sich selbst - gerettet hatten, und das trug der Firma erstmals die rückhaltlose Bewunderung des Ex-Kurfürsten ein. Und Wilhelm war sofort bereit, der Empfehlung seines Rats Buderus zu folgen, diese flüssig gewordenen Millionen wieder durch Meyer & Söhne anlegen zu lassen, diesmal außerhalb der Reichweite der napoleonischen Behörden, und zwar in London, wo Nathan Meyer für den gesamten Betrag gute englische Staatspapiere, sogenannte Consols, kaufen sollte.

Trotz Krieg und Kontinentalsperre schafften es Meyer & Söhne, die Millionen nach England fließen zu lassen. Nathan in London mußte allerdings so tun, als handle es sich um das Geld seiner eigenen Firma, und das erhöhte natürlich sein Ansehen und seinen Kredit ganz enorm. Aber das war nicht der einzige Vorteil, den diese Transaktion ihm und dem Frankfurter Unternehmen einbrachte. Wilhelm hatte nämlich mit dem alten Meyer einen

festen Preis für die Consols vereinbaren müssen. Seitdem aber waren die Kurse der Consols ständig gefallen. Aber Nathan hatte keineswegs sofort seinen Auftrag ausgeführt, vielmehr sich zunächst — mit Wilhelms Millionen — auf eine Spekulation eingelassen: Er kaufte Gold auf, dessen Preis im selben Maße stieg, wie die Consols-Kurse fielen. Erst nach anderthalb Jahren — die Ungeduld des auf seine Zertifikate wartenden Wilhelm war für Buderus und den alten Meyer kaum noch zu ertragen gewesen - verkaufte Nathan sein vieles Gold mit ungeheurem Gewinn und erzielte nochmals einen gewaltigen Profit, als er zu einem Bruchteil des mit dem Ex-Kurfürsten vereinbarten Preises die inzwischen äußerst niedrig gehandelten Consols erwarb. Fortan konnte er auch mit eigenen Millionen spekulieren, was er erfolgreich tat, zudem Wilhelm in Prag dadurch beruhigen, daß er ihm die knappe Hälfte der für ihn gekauften Staatspapiere durch Kuriere übermittelte. Den Rest bekam Wilhelm erst Jahre später, und derweilen diente das in London verbliebene Paket dem emsigen Nathan zur Absicherung der von ihm häufig in Anspruch genommenen Millionenkredite, mit deren Hilfe er immer größere, immer abenteuerlichere, zugleich immer einträglichere Geschäfte durchführen konnte. Und 1811 brachte es Nathan sogar fertig, der unter dem Befehl Wellingtons in Portugal stehenden britischen Armee eine gewaltige Goldsendung zukommen zu lassen - über den Ärmelkanal, quer durch das feindliche Frankreich, über die Pyrenäen und durch Spanien. Es war, wie er später selbst sagte, das größte und kühnste Geschäft, das er je machte!»

«Wie hat er dieses Wunder vollbringen können? Wieder mit Hilfe von Bestechungen?»

«Hauptsächlich», erwiderte Mrs. Vandermeulen. «Aber es trug ihm den Ruhm ein, Wellingtons Armee durch eine kühne, patriotische Tat vor dem Untergang gerettet zu haben. Den unerhörten Gewinn, den das Geschäft einbrachte, erzielte die gemeinsame Firma in Frankfurt, denn untereinander rechneten die Meyers stets ehrlich ab. Als der alte Meyer im Herbst 1812 im Alter von achtundsechzig Jahren starb, hinterließ er seinen Söhnen ein schon außerordentlich mächtiges Bankhaus, das sich in den kommenden Jahrzehnten zum bedeutendsten Fi-

nanzunternehmen Europas entwickelte. Sein Name wurde geradezu sprichwörtlich für immensen Reichtum...»

«Davon müßte man doch schon mal etwas gehört haben!» rief Pat, «aber der Name Meyer sagt mir eigentlich gar nichts — obwohl er ziemlich häufig ist...»

«Gewiß», erwiderte Mrs. Vandermeulen, recht vergnügt, wie es Pat schien, «und deshalb hatte schon der alte Amschel Meyer sich zur besseren Unterscheidung von anderen Meyers und entsprechend altem Brauch der Frankfurter Judengasse zusätzlich nach dem Haus benannt, aus dem seine Familie stammte. Allerdings nannte er sich nun nicht Meyer Hinterpfänner, obwohl er doch im Haus <Zur Hinterpfann> zur Welt gekommen war und dort den größten Teil seines Lebens in bedrückender Enge verbracht hatte, auch nicht Amschel Meyer Grünschilder - nach dem etwas vornehmeren Haus <Zum grünen Schild>, das von ihm später gekauft und zum Firmensitz gemacht worden war -, vielmehr, und zwar nach einem uralten Anwesen am <feinen> Ende der Straße, das einst einem Vorfahren gehört haben sollte und das mit einer roten Blechtafel gekennzeichnet war: Amschel Meyer Rothschild!»

«Ach so», sagte Pat, «die Rothschilds! Unter diesem Namen habe ich natürlich schon von ihnen gehört, wenngleich ich von den nicht gerade vertrauenerweckenden Anfängen ihres Aufstiegs bislang nichts wußte... Vorhin fiel doch der Name Edmond de Rothschild, der auch zu diesem Bilderberg-Klub gehören soll! Gehört er zu dieser Familie?»

Mrs. Vandermeulen bestätigte es mit einem Kopfnicken. «Er ist tatsächlich Bilderberger, der liebe Edmond», sagte sie nach einer kleinen Pause, «aber er zählt nicht zu den erlauchten Teilhabern der Rothschild-Bank in Paris. Edmond hat eigene Interessen. Er beschäftigt sich seit einigen Jahren hauptsächlich mit Tourismus...»

Pat wollte sich gerade erkundigen, wie dies zu verstehen sei: Ob Edmond de Rothschild vornehmlich auf Vergnügungsreisen sei, oder ob er sein Geld in touristische Unternehmen stecke. Aber sie kam nicht mehr zu dieser Frage.

Zwei Schritte vor ihnen stand ein Mann mit einer Pistole in der

Hand, deren Lauf auf Pat gerichtet war. Leise, aber sehr deutlich und energisch befahl er:

«Stehenbleiben! Keine Bewegung! Und kein Geschrei -sonst knallt's!»

Sie hatten den Mann, der einen dunklen Regenmantel trug und seinen Hut tief ins Gesicht gezogen hatte, schon von weitem gesehen, ihm aber weiter keine Beachtung geschenkt. Mrs. Vandermeulen war in ihre Erzählung vertieft gewesen, Pat hatte aufmerksam zugehört, zudem die Gestalt, als sie in ihr Blickfeld kam, für einen der Wachtposten gehalten.

Pat blickte rasch zu Mrs. Vandermeulen, wollte ihr die Gefahr signalisieren, doch dann erkannte sie an Mrs. Vandermeulens Blässe und starrem Blick, daß sie längst begriffen hatte, was hier vor sich ging.

«Los, her damit!» sagte der Mann. Er sprach zu der alten Dame, aber seine Pistole blieb auf Pat gerichtet.

«Was wollen Sie?» hörte Pat Mrs. Vandermeulen sagen. Ihre Stimme ließ keine Spur von Angst erkennen.

«Das wissen Sie doch genau!» flüsterte der Mann im Regenmantel. «Und behaupten Sie nur nicht, daß Sie es nicht bei sich hätten!»

«Ich weiß wirklich nicht, junger Mann...»

Mrs. Vandermeulen sprach jetzt etwas lauter. Es klang kühl und etwas herablassend, schien aber den Mann nicht zu beeindrucken, denn er fiel ihr ins Wort.

«Ich zähle jetzt bis drei! Wenn Ihnen das Leben Ihrer Enkelin weniger bedeutet als diese Papiere...»

«Hören Sie», unterbrach ihn Mrs. Vandermeulen, nun plötzlich sehr viel leiser und langsamer sprechend, «ich habe diese Papiere selbstverständlich nicht bei mir. Bitte, überzeugen Sie sich doch selbst!»

Mit einer raschen Bewegung streckte sie ihm ihre ziemlich große, prall gefüllte Handtasche entgegen, in der, wie Pat wußte, neben dem Üblichen und dem Strickzeug auch die vielen Notizzettel und Fotokopien steckten.

Was dann geschah, spielte sich so rasch ab, daß Pat es erst begriff, als sie sich später den Ablauf zu rekonstruieren versuchte:

Die Tasche wurde mit erheblich mehr Schwung überreicht, als nötig gewesen wäre. Sie schlug schwer gegen das übermäßig lange Vorderteil des immer noch auf Pat gerichteten Pistolenauslaufs. Gleichzeitig knallte es, aber nicht lauter, als wenn ein Korken aus einer Sektflasche gezogen wird.

Pat stürzte zu Boden oder ließ sich fallen — sie wußte es selbst nicht genau.

«Jetzt hat's dich erwischt», ging es ihr dabei durch den Kopf, aber sie fühlte keinen Schmerz.

«Es ist Ihnen doch hoffentlich nichts geschehen, Kindchen?!» hörte sie Mrs. Vandermeulen fragen, und es klang sehr besorgt. Pat richtete sich auf.

«Nein», sagte sie, «ich glaube, mir fehlt nichts!»

Dann sah sie den Mann im Regenmantel am Boden liegen. Er rührte sich nicht. Daneben stand Wellem, Mrs. Vandermeulens Chauffeur. Er war damit beschäftigt, den Schalldämpfer von dem Pistolenauslauf zu schrauben und die Patronen herauszunehmen.

«Ist er... ?» begann Pat und starrte auf den reglosen Mann am Boden. Sie dachte an den Jungen gestern im Flugzeug und schauderte.

«Nein, nein», sagte Wellern, «er wird gleich wieder zu sich kommen! Was soll ich mit ihm machen, Madame?»

«Schaffen Sie ihn irgendwohin, wo man ihn morgen am Nachmittag findet— Vielleicht in eine Sonntagsschule!? Und sorgen Sie dafür, Wellem, daß er wie ein betrunkenener Amerikaner wirkt, der sich verlaufen hat! - Übrigens, vielen Dank, Wellern! Sie waren wieder mal großartig! Wir sprechen später noch darüber.»

Sie nickte ihm freundlich zu und wandte sich dann an Pat. «Kommen Sie, Kindchen, wir brauchen jetzt beide einen kräftigen Drink!»

8. Kein Geschäft ohne Risiko

Es war zwölf Minuten nach sechs. Die Hotelbar, die gewöhnlich um 18 Uhr öffnete, war menschenleer. Nur Charley, der Barmann, stand hinter der breiten Mahagoni-Theke und polierte Gläser. Er war sehr verwundert, als Mrs. Vandermeulen, die sonst um diese Zeit allenfalls einen Sherry in der Halle nahm, mit ihrer hübschen blonden Enkelin hereinkam und sofort zwei doppelte Martini Dry, «aber nur mit einem winzigen Tropfen Vermouth, bitte», bestellte -also puren Gin, wenn man's genau nahm. Und er staunte noch mehr, als die Damen ihre Gläser ziemlich schnell leerten und sofort «das gleiche noch einmal» verlangten. Dazu sagte dann Mrs. Vandermeulen: «Wir sind eben beinahe auf eine Schlange getreten, Charley — auf der kleinen Lichtung im Wald... Es war schrecklich, aber jetzt geht es schon besser! — Übrigens, ist Seine Königliche Hoheit schon wieder fort?»

Charley, der den Damen gerade hatte versichern wollen, es könne sich allenfalls um eine harmlose Blindschleiche gehandelt haben, um dann zwanglos von einem eigenen Abenteuer mit einer giftigen Schlange zu berichten, das er im letzten Urlaub auf Sizilien erlebt hatte, ließ diese Absicht sofort wieder fallen und berichtete eifrig:

«Ja, leider! Seine Königliche Hoheit und sein Gast kamen früher zurück als erwartet, und unser Prinz ist dann sofort abgereist. Es scheint, daß irgend etwas ihre Jagdpläne über den Haufen geworfen hat. Er war sehr in Eile, er hat sich von seinem deutschen Gast nicht mal verabschiedet...»

«Dann sind die Sicherheitsvorkehrungen wohl aufgehoben worden?» fiel ihm Mrs. Vandermeulen mit einer weiteren Frage ins Wort.

«Ja, natürlich», antwortete Charley, und nach einem kurzen Blick auf die Wanduhr fügte er hinzu: «Aber erst vor einer guten halben Stunde sind die Herren von der Einsatzleitung abgefahren. Nachdem sie ihre Posten draußen eingesammelt hatten, wollten sie noch rasch einen Schluck trinken, und ich mußte deshalb die Bar schon um dreiviertel sechs öffnen. Aber sie sind dann schon

bald wieder gegangen, und jetzt ist wieder alles ganz normal.»

Der Barmann fand es gar nicht verwunderlich, daß sich die alte Dame für die Sicherheitsvorkehrungen interessierte. Der Oberkellner hatte ihm bereits erzählt, daß am Nachmittag zwei amerikanische Golfspieler, die irgendwie durch die Sperren geschlüpft waren und mit Mrs. Vandermeulen und deren Enkelin auf der Terrasse geplaudert hatten, höflich, aber sehr bestimmt aus dem Hotel gewiesen worden waren. Ein für das Haus sehr peinlicher Vorgang, wie Charley den beiden Damen versicherte, und er fügte noch hinzu, daß der Geschäftsführer nur auf Weisung der Sicherheitsbeamten hin gehandelt hätte, die ihrerseits von dem deutschen Gast des Prinzen darum ersucht worden seien.

«Er behauptete doch glatt», fuhr Charley fort, «die beiden amerikanischen Herren seien auf etwas aus, das Seiner Königlichen Hoheit sehr schaden könnte...»

«Was könnte das wohl sein?» fragte Pat und sah Mrs. Vandermeulen dabei fragend an. Aber die alte Dame reagierte nicht.

«Ich finde», meinte sie statt dessen, «wir sollten Mr. Levysen und Mr. Meyrowitz wieder zu uns bitten.»

«Falls Ihre Bekannten wieder herkommen wollen», warf Charley ein, «so sind sie uns jetzt herzlich willkommen. Ich würde mir dann erlauben, den Herren auf Rechnung des Hauses Drinks anzubieten. Wenn Sie es wünschen, rufe ich die Herren sofort an!»

«Gar kein schlechter Gedanke, Charley!» fand Mrs. Vandermeulen, und nachdem auch Pat sehr erfreut versichert hatte, sie finde das eine gute Idee, ging Charley hinaus, um im Golf-Klub anzurufen.

Als sie allein waren, sagte Mrs. Vandermeulen zu Pat:

«Abgesehen davon, daß dieser Mike Levysen ein wirklich sehr netter junger Mann ist und ich nicht möchte, daß Sie immer nur mit meiner Unterhaltung vorliebnehmen müssen, so meine ich auch, Pat, daß es im Augenblick vielleicht besser ist, wenn wir etwas Gesellschaft haben.»

Und als Pat nicht gleich begriff, was sie damit meinte, fügte sie hinzu:

«Jetzt, wo die Wachen weg sind und sogar Wellem noch für

einige Zeit anderweitig zu tun hat, ist die Begleitung durch zwei kräftige junge Männer...»

«Um Himmels willen, Cornelia», fiel ihr Pat ins Wort, «rechnen Sie denn sogar hier im Hotel mit einem neuen Überfall?»

Mrs. Vandermeulen meinte darauf nur:

«Man kann nie wissen... Diese Leute sind außerordentlich hartnäckig.»

Pat schien sehr nachdenklich.

Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas, starrte einen Augenblick lang vor sich hin und fragte schließlich: «Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Cornelia? Warum geben Sie diese Papiere nicht einfach heraus? Sie erwähnten doch selbst, daß sie Ihnen eigentlich nicht - ich meine, daß Sie sie nur vorübergehend...»

«Die Aktienpakete sind gar nicht mein Eigentum, das wollen Sie doch sagen, Pat?» unterbrach sie Mrs. Vandermeulen, und es klang gar nicht unfreundlich. «Sie meinen, ich soll mir diese - nun, sagen wir: Unannehmlichkeiten ersparen, nicht wahr?»

Pat nickte nur.

«Ich denke nicht im Traum daran!» erklärte Mrs. Vandermeulen. «Es war schwierig genug, diese Aktien in die Hand zu bekommen, und wenn sie streng juristisch auch nicht mein Eigentum sind, so habe ich doch ein Anrecht darauf. Außerdem macht es mir ungeheuren Spaß, es diesen Halunken heimzuzahlen. Mein Selbstgefühl würde irreparablen Schaden nehmen, wenn ich mich dem Diktat dieser Schurken beugen...»

Aber Pat fand etwas anderes noch wichtiger.

«Und was ist mit dieser Liste, Cornelia?» fragte sie.

«Ach, Kindchen», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «diese Liste...»

Sie brach ab, denn sie sah den Barmann vom Telefon zurückkommen.

«Ich sollte Ihnen noch den Schluß der Rothschild-Geschichte erzählen, Pat», wechselte Mrs. Vandermeulen rasch das Thema, «das andere erkläre ich Ihnen später einmal. Aber den lieben Edmond werden Sie vielleicht schon morgen kennenlernen, und da kann es nicht schaden, wenn Sie über ihn ein wenig Bescheid wissen.»

Pat sah sie verwundert an. Sie hatte sich im stillen vorgenommen, Mrs. Vandermeulen morgen noch bis zum Zug zu begleiten und dann nach Amsterdam zu fahren, wo am Montagmorgen die Arbeitssitzungen des Kongresses beginnen sollten. Aber sie war noch nicht fest dazu entschlossen; ein paar Tage in einem Haus mit Privatstrand am Mittelmeer, wie Mrs. Vandermeulen versprochen hatte, waren ihr sehr verlockend erschienen. Und nun sollte sie plötzlich morgen die Bekanntschaft dieses Monsieur de Rothschild machen, der in Paris lebte und sich vornehmlich mit Touristik beschäftigte...!

Charleys Stimme riß sie aus diesen Gedanken.

«Ich habe Ihren Auftrag ausgeführt», sagte er. «Die Herren haben die Einladung dankend angenommen und werden in zwanzig Minuten hier sein.»

«Danke, Charley», sagte Mrs. Vandermeulen. «Stellen Sie uns bitte zwei Flaschen Champagner kalt - Sie wissen ja, welchen...» Und wieder zu Pat gewandt, setzte sie etwas leiser hinzu: «Wir müssen einen klaren Kopf behalten, und dafür ist Champagner besser geeignet als dies hier...» Sie deutete auf ihr Martini-Glas. «So, und nun hören Sie, was Sie über Edmond de Rothschild wissen müssen...»

«Ist er ein direkter Nachkomme des alten Amschel Meyer?» erkundigte sich Pat.

Sie erfuhr von Mrs. Vandermeulen zunächst, daß die fünf Söhne des alten Amschel Meyer jeder die Leitung eines eigenen Bankhauses übernommen hatten: der Älteste, Amschel junior, führte die Frankfurter Zentrale; Nathan blieb in London; Salomon leitete die Wiener Niederlassung; der Zweitjüngste, Kaimann, der Chefkurier, der sich dann Karl nannte, gründete eine Rothschild-Bank in Neapel, und Jakob, genannt James, wurde Chef des Pariser Bankhauses.

Die ausländischen Niederlassungen arbeiteten eng miteinander und mit dem Frankfurter Stammhaus zusammen; die Nachkommen der fünf Brüder heirateten fast ausnahmslos untereinander - meist nahm ein Onkel eine Nichte zur Frau, mitunter auch ein Vetter eine Kusine —, und das gewaltige Vermögen der Sippe vermehrte sich im Laufe des 19. und frühen

20. Jahrhunderts außerordentlich. Von den fünf Stützpunkten in Europa wurde nur der in Neapel 1861, als Garibaldi's Rothenden die Bourbonen vertrieben, aufgegeben; 1901 schloß auch das Frankfurter Stammhaus für immer seine Schalter, weil es dort keine männlichen Erben mehr gab. Das Milliardenvermögen der Frankfurter floß größtenteils den Rothschilds in Paris und London zu, als Mitgift der Töchter, die dortige Verwandte heirateten. Macht und Reichtum des Wiener Zweigs überdauerten den Ersten Weltkrieg und den Zusammenbruch des Habsburger Reiches. Dort leitete Baron Louis v. Rothschild - sie waren sämtlich Träger von Adelstiteln geworden - das Bankhaus bis zum Frühjahr 1938, als Hitlers Wehrmacht in Österreich einmarschierte.

Natürlich war Louis, ein Urenkel Salomons, rechtzeitig gewarnt gewesen. Aber als Chef der Wiener Bank und ihres weit über die engen Grenzen Österreichs hinausreichenden Industrie-Konzerns hatte er sich zum Bleiben verpflichtet gefühlt. Er wurde sofort nach dem deutschen Einmarsch von der Gestapo verhaftet.

«Hat man ihn in ein Konzentrationslager gebracht?» erkundigte sich Pat an dieser Stelle.

Mrs. Vandermeulen schüttelte verwundert den Kopf.

«Wo denken Sie hin, Kindchen?» sagte sie. «Von einer bestimmten, allerdings sehr hoch angesetzten Größe des Vermögens an hörte die Mordlust der Nazis auf. Sie behandelten den Baron Louis als eine Art Ehrenhäftling und begannen sofort, mit seinen Verwandten in Paris und London ein Lösegeld auszuhandeln. Und dabei bediente sich die Gestapo als Vermittler pikanterweise dreier attraktiver junger Damen, die zur Spitzenklasse der Wiener Prostitution gehörten. Baron Louis machte das nichts aus; er war Junggeselle und Lebemann genug. Und die vornehme Verwandtschaft in London und Paris, seit hundertfünfzig Jahren an Verhandlungspartner aller Art und heikelste Situationen gewöhnt, nahm es hin. Sie wären sich gewiß mit den Liebeskünstlerinnen einig geworden, aber dann bekam Hermann Göring Wind von dem heimlichen Handel und mischte sich ein...»

«Der dicke Reichsmarschall?» erkundigte sich Pat verwundert.

«Ja», sagte Mrs. Vandermeulen, «er war ungemein habgierig und wollte einen fetten Brocken für sich haben. Sein Unterhändler

reiste also in die Schweiz und nannte die neuen Bedingungen: Abtretung des gesamten Rothschild-Besitzes in Österreich an das Deutsche Reich, ebenfalls des dem Baron Louis gehörenden Witkowitz Zechen- und Hüttenkombinats in der damals noch nicht von den Deutschen besetzten Tschechoslowakei, sowie zweihunderttausend Dollar für Göring persönlich, zahlbar auf ein geheimes Nummern-Konto bei einer schweizerischen Bank.»

«Diese Methode, Schmiergelder auf anonyme Konten in der Schweiz zu zahlen, scheint eine gewisse Tradition zu haben», bemerkte Pat. Dann fragte sie: «Sind die Rothschilds darauf eingegangen?»

«Sie konnten sich mit Görings Emissär über Witkowitz nicht einigen. Das übrige sahen sie teils als bloße Formsache, teils als Bagatelle an. Aber die geforderte Abtretung des Witkowitz Kombinats, die diese Lösegeld-Forderung zu der wohl höchsten der Weltgeschichte machte, konnten sie nicht akzeptieren, weil der Baron Louis, so versicherten sie, diesen Besitz vor schon geraumer Zeit an eine ausländische Gruppe verkauft hatte. Außerdem wurde Göring dann als Verhandlungspartner ausgeschaltet, und zwar von Heinrich Himmler, dem Chef der SS. Er bemühte sich selbst nach Wien und verhandelte dort mit seinem jüdischen «Ehrenhäftling» direkt und unter vier Augen.»

«Himmler feilschte mit Rothschild um Lösegeld!?» rief Pat. «Das ist ja fast unglaublich...!»

«Louis hat es mir selbst erzählt», bekräftigte Mrs. Vandermeulen. «Es gelang ihm, dem SS-Chef klarzumachen, daß Witkowitz in aller Stille an ein holländisch-schweizerisches Konsortium verkauft worden war, so daß er darüber nicht mehr verfügen konnte. Was Louis nicht ausdrücklich erwähnte, war die Tatsache, daß diese neutrale Finanzgruppe Witkowitz nur treuhänderisch für die britische «Alliance Insurance» hielt und daß dieser englische Versicherungskonzern den Londoner Rothschilds gehörte. Jedenfalls wurde Louis dann freigelassen, ging nach Amerika und lebte dort auf seiner großen Farm in Vermont; er starb 1955 während eines Urlaubs auf den Bahamas...»

«Und was ist mit Edmond, von dem Sie mir doch eigentlich erzählen wollten?» erkundigte sich Pat.

«Der französische Zweig der Rothschilds, auf den ich jetzt ohnehin gekommen wäre», sagte Mrs. Vandermeulen, die sich prinzipiell nicht drängen ließ, «geht auf Amschel Meyers Sohn Jakob, genannt James, zurück. Als Napoleons Herrschaft zusammenbrach, blieb sein Finanzimperium ungeschmälert bestehen, und er legte damals die Zentrale in ein Palais der Rue Laffitte, das sich der Polizeiminister Fouche gebaut und 1821 an ihn verkauft hatte. Mit diesem Haus übernahm James gewisse Traditionen: Wie zuvor Fouche war er mit einem eigenen Nachrichtendienst stets rascher und besser informiert als alle anderen, die jeweilige Regierung nicht ausgenommen. Seitdem sind über hundertfünfzig Jahre vergangen; Frankreich hat in dieser Zeit mehrfach die Staatsform und etwa hundertachtzigmal die Regierungschefs gewechselt - manchmal schneller, als man sich die Namen der Ministerpräsidenten und ihrer wichtigsten Kabinettsmitglieder merken konnte... Im Pariser Bankhaus Rothschild hingegen folgte in dieser Zeit auf James dessen Sohn Alphonse, auf Alphonse dessen 1949 gestorbener Sohn Edouard. Und der gegenwärtige Bankchef ist Edouards Ältester, Guy de Rothschild, geboren 1909. Ihm gehört die Hälfte der Bankanteile, die andere Hälfte teilen sich seine Vettern Alain und Elie de Rothschild. Mit der Bank als Konzernzentrale beherrschen sie große Teile der französischen Industrie. Hinzu kommen Erdöl-, Erdgas-, Uran-, Kupfer- und andere Nichteisenmetall-Interessen in vielen Teilen der Welt, beispielsweise an der «Penarroya-Le Nickel»-Gruppe, an der «Rio Tinto Zinc Company», an der südafrikanischen Gold- und Diamantenminengesellschaft «De Beers», aber auch an der «Royal Dutch-Shell», bei der sie, gemeinsam mit dem holländischen Königshaus, zu den Großaktionären zählen...»

«Und Edmond — ist er nur ein armer Verwandter dieser so ungeheuer reichen Vettern?»

Mrs. Vandermeulen lachte über Pats Zwischenfrage. Dann sagte sie, so leise, daß Charley es nicht hören konnte:

«Nicht Guy, der Bankchef, sondern Edmond de Rothschild ist der reichste Mann Frankreichs! Er ist an der Bank nicht beteiligt, sondern regiert von der Rue du Faubourg St. Honoré aus einen

eigenen Konzern. Er beerbte 1957 seinen Vater, den Baron Maurice, das schwarze Schaf der Familie, der aber schon vor dem Zweiten Weltkrieg ein Goldfranken-Milliardär war. Maurice, ein charmanter Lebemann, ständig in Skandale verwickelt und viel auf Reisen, hatte seinerseits nicht nur seinen sehr reichen Vater beerbt, sondern auch, vermutlich weil sie sein Lotterleben heimlich bewunderten, eine Vielzahl von Rothschild-Tanten. Das so auf ihn gekommene Riesenvermögen hatte er durch sehr gewagte, aber meist glücklich verlaufene Spekulationen noch beträchtlich vermehrt. Selbst während der deutschen Besetzung Frankreichs, als er hatte flüchten müssen, waren ihm einige Coups gelungen, die ihm mehrere hundert Millionen Dollar einbrachten...»

Mrs. Vandermeulen seufzte. Es schien Pat, daß sie den verewigten Baron Maurice im stillen beneidete.

«Edmond», sagte sie dann, «ist ganz anders als sein Vater - fleißig, seriös, diskret, jeder Publicity abhold. Seine «Compagnie Financière» hat auf eigenem Grund in und um Paris neue Wohnviertel und ganze Trabantenstädte gebaut, betreibt Supermärkte, ein Tankstellennetz, Industriebetriebe und Pipelines. Edmonds besonderes Interesse gilt, wie gesagt, dem Tourismus. In den Alpen hat er riesige Terrains aufgekauft und für den Wintersport erschlossen, wobei Megève das Zentrum bildet. Er gründete auch den «Club Méditerranée», und einige Hotels gehören ihm ebenfalls, etwa zwei Dutzend. In der Heimatstadt der Rothschilds hat er sich allerdings nur an einem größeren Objekt, dem «Frankfurter Intercontinental», zusammen mit der «Pan American» und der Schwägerin des jetzigen Fürsten Bismarck, beteiligt. Und neben dem Tourismus ist er besonders am Bilderberg-Klub interessiert. Seine Vettern von der Pariser Bank wollte er auch dafür gewinnen, und immerhin wurde dann deren Generaldirektor ein aktives Klubmitglied, bis er als Staatsoberhaupt nicht mehr gut mitmachen konnte...»

« Staatsoberhaupt ?! »

Davon wußte Pat nun wirklich nichts.

«Ja», sagte Mrs. Vandermeulen, «ich meine Georges Pompidou, den verstorbenen Präsidenten der Französischen Republik, den

Nachfolger de Gaulles und Vorgänger von Giscard d'Estaing. Er war viele Jahre lang Guy de Rothschilds rechte Hand und sein Vertreter im Bilderberg-Klub, dem Gis-card natürlich auch angehört hat. - Übrigens, Pompidou war nicht der einzige französische Staatsmann, der aus der Rothschild-Bank hervorgegangen war. Auch Poincaré und Rene Mayer, zuletzt Präsident der Montan-Union, gehörten früher zu den engsten Mitarbeitern von Guys Vater Edouard de Rothschild.»

Diese Namen sagten Pat wenig. Sie wollte noch etwas über die Bilderberger wissen.

«Sagen Sie, Cornelia, wo hat dieser Klub eigentlich hier getagt?» erkundigte sie sich. «Doch wohl kaum in dieser Bar oder im Speisesaal oder gar in der Halle...?»

«Haben Sie denn den Anbau nicht gesehen?» fragte Cornelia zurück. «Er ist zwar jetzt verschlossen, aber vom Park aus, wenn man ums Haus geht, kann man doch gar nicht umhin, ihn zu bemerken! Und wenn Sie durch die Fenster schauen, sehen Sie den großen Konferenzsaal mit Mikrofonen, Kopfhörern für Simultanübersetzungen, Filmprojektor und mehreren Tafeln. Das ist die Gründungs- und erste Tagungsstätte des Bilderberg-Klubs!»

Pat wollte noch mehr über die Bilderberger wissen, doch es kamen gerade Mike Levyson und Jimmy Meyrowitz herein, noch immer als Golfer verkleidet, aber wenigstens ohne die Mützen.

Nachdem sie Mrs. Vandermeulen und Pat begrüßt, Charleys «namens der Direktion» abgegebenen Entschuldigungen sowie die von ihm als kleinen Trost offerierten Drinks entgegengenommen hatten und die erste Flasche Champagner geöffnet worden war; als sie sich zugprostet hatten, hatte Jimmy gesagt: «Ich habe vorhin mit Washington telefoniert. Mein Büro hat neue Informationen, denn es ist einiges durchgesickert: Mehrere japanische Spitzenpolitiker der Regierungspartei sind so kompromittiert, daß sie zurücktreten und sich wahrscheinlich vor Gericht werden verantworten müssen. In Italien geht es mehreren führenden Leuten der Demo-crazia Cristiana an den Kragen, auch einigen hohen Militärs, und in der Türkei...»

Mrs. Vandermeulen machte eine Handbewegung, die etwas für

die Moral türkischer Politiker wenig Schmeichelhaftes ausdrückte, und fragte:

«Was ist mit Prinz Bernhard?»

«Man wird eine Kommission einsetzen», antwortete Mike Levyson, «das sagen jedenfalls holländische Kollegen. Der Vorwurf lautet, der Prinz habe von Lockheed eine Million Dollar angenommen und dafür den Ankauf des <Starfighter> durch die niederländische Luftwaffe kräftig gefördert. Der Prinz bestreitet energisch, irgendwelche Gelder von Lockheed angenommen zu haben. Es scheint, daß das zumindest formal der Wahrheit entspricht. Das Geld soll für Bernhard an andere Adressen überwiesen worden sein, und zwar zu einer Zeit, als - wie sich mein Kollege ausdrückte - der Prinz viel Geld benötigt habe. Damit wollte er wohl auf Privataffären Bernhards in Paris anspielen...»

Mrs. Vandermeulen nickte.

«Ja», sagte sie, «Bernhard wird wohl alle öffentlichen Funktionen niederlegen müssen... Gibt es etwas Neues, die Bundesrepublik betreffend?»

«Senator Roderick M. Hills, der Präsident der Aufsichtsbehörde, hat im Kongreß als Zeuge ausgesagt», berichtete Jimmy, «ich habe mir ein paar Punkte notiert...» Er zog einen Zettel hervor. «Hills erklärte: <Mit Tricks schafften Top-Manager Millionen von Dollar ins Ausland, meist in die Schweiz, wo das Geld bar ausgezahlt oder auf geheime Nummernkonten überwiesen wurde.> Und Hills Stellvertreter erklärte, ebenfalls als Zeuge: <Die Untersuchungen sind in einigen Fällen besonders schwierig für uns. Nicht nur wegen der Geheimkonten, sondern auch, weil auf der Geberseite die Buchführung und die Akten sehr oft gefälscht worden sind. In einigen Fällen können wir den Weg des Geldes von den Konten des Unternehmens in USA bis zu den Politikern in Europa und Asien verfolgen. Aber es ist unwahrscheinlich, daß sich die Empfänger jemals melden und sagen: Ja, ich habe das Geld bekommen...>-ein kluger Kopf, nicht wahr?»

Mrs. Vandermeulen pflichtete ihm bei. Dann meinte sie nachdenklich:

«Also, sie tappen offenbar noch völlig im dunkeln, vor allem, was die wichtigsten Freunde von Lockheed betrifft...» Sie wirkte ganz zufrieden.

«Dieser Mr. Hauser hat da wieder ein paar Behauptungen aufgestellt», teilte Jimmy Meyrowitz mit. «Angeblich sei Lockheed-Geld über einen Repräsentanten der Firma in Frankfurt am Main geflossen.»

Er zog wieder seinen Zettel zu Rate.

«Guenther Frank-Fahle heißt dieser Repräsentant, und seine Firma nennt sich schlicht <Deutsche Commerz GmbH>...»

«Das ist allerdings äußerst interessant», bemerkte Mrs. Vandermeulen, «ausgerechnet Herr Dr. Frank-Fahle! Er muß noch einige Jahre älter sein als ich, an die achtzig. Vor dem letzten Krieg war er eine Zeitlang in Paris für die <IG Farben>, den seinerzeit größten Chemie-Konzern Europas, wenn nicht der Welt. Damals war auch der junge Prinz Bernhard für IG Farben in Paris - welch ein Zufall! Später hatte Dr. Frank-Fahle einen sehr einflußreichen Posten im IG Farben-Konzern. Wenn ich nicht irre, war er für den geheimen Nachrichtendienst des Konzerns und die Berichte der Auslandsvertretungen zuständig, und er hielt natürlich enge Verbindung zu den entsprechenden Stellen der Wehrmacht. Übrigens, Dr. Frank-Fahle ist ein sehr guter Freund des Bankiers Hermann Josef Abs, eines ungemein einflußreichen Mannes, der jahrzehntelang an der Spitze der Deutschen Bank stand und jetzt wohl ihr Aufsichtsratsvorsitzender ist. Ja, und damit sind wir auch wieder bei den Bilderbergern, denn Herr Abs zählte lange zu den aktiven Mitgliedern des Klubs. — Was behauptet denn Mr. Hauser von jenen Geldern, die über Dr. Frank-Fahles <Commerz GmbH> geflossen sein sollen?»

«Hauser hat ausgesagt — und es steht auch in seinem Tagebuch aus dieser Zeit —, daß um die Jahreswende 1961/62 bei Lockheed und bei den deutschen Freunden des Konzerns große Aufregung geherrscht haben soll. Bestimmte Zahlungen, die Frank-Fahle weiterleiten sollte, waren von ihm als eigene Provision einbehalten worden. Die Sache sei dann rasch geregelt worden - laut Hauser unter seiner Mitwirkung -, und dann seien alle zufrieden gewesen.»

Jimmy lachte, verstummte aber sogleich, als er sah, daß Mrs. Vandermeulen angestrengt nachdachte.

Schließlich fragte sie:

«Hauser hat doch sicherlich die Namen derjenigen genannt, an die das Lockheed-Geld dann weitergeleitet worden sein soll - oder etwa nicht?»

Jimmy zögerte, nickte dann, warf Mike Levyson einen fragenden Blick zu, und als dieser eine bedenkliche Miene machte, sagte er mit einer Kopfbewegung zu Charley hin:

«Es ist hier vielleicht nicht der richtige Ort, darüber zu sprechen. Wir müssen überhaupt jetzt ein bißchen vorsichtiger sein, denn unserer Redaktion ist von Henrys Leuten ganz schön eingeheizt worden, wenn Sie verstehen, was ich meine.»

Mrs. Vandermeulen nickte. Dann fragte sie:

«Also soll das Geld weitergeleitet worden sein?»

«Angeblich ja», erwiderte Jimmy, «aber die Bank, auf deren Konto diese große Summe überwiesen worden sein soll, hat bereits scharf dementiert.»

«Und was hat der liebe Dr. Frank-Fahle dazu erklärt?» erkundigte sich Mrs. Vandermeulen.

«Gar nichts», erwiderte Jimmy, «er ist in der Schweiz, in einem Sanatorium, und die <Commerz GmbH> scheint ihm nicht mehr zu gehören, oder sie ist liquidiert worden - nein, von dieser Seite ist kaum auf Informationen zu hoffen...»

«Da irren Sie sich», fiel ihm Mrs. Vandermeulen ins Wort, «es fiel mir schon ein, als Sie erstmals die Firma <Commerz GmbH> erwähnten! Mein alter Bekannter, der pensionierte holländische Oberst - er ist leider schon mit dem Prinzen abgereist! - hat mir doch vorhin ein paar Auszüge aus den deutschen Bundesrechnungshof-Berichten gezeigt, und darin war die <Commerz GmbH> in bezug auf das <Super-Starfighter>-Geschäft erwähnt - da staunen Sie, nicht wahr?»

Sie kramte bereits in ihrer Handtasche, redete dabei aber weiter:

«Den Prüfern war nämlich aufgefallen, daß Frank-Fahles <Commerz> und die Lockheed-Europa-Vertretung rund 3,5 Millionen Mark Provision von Lockheed erhalten hatten, und auf Grund der höchst seltsamen Verträge, die der Verteidi-

gungsminister mit Lockheed abgeschlossen hatte, mußten diese Provisionszahlungen von der Bonner Staatskasse der Flugzeugfirma erstattet werden. Die westdeutschen Steuerzahler hatten also für das aufzukommen, was Lockheed an Vermittlungsprovisionen zahlte!»

«Und was sagten die Prüfer vom Rechnungshof dazu?» fragte Mike, sehr interessiert.

Mrs. Vandermeulen hatte endlich das Gesuchte gefunden, eine Fotokopie mit dem Stempel «Verschlußsache - Nur für den Dienstgebrauch!».

«Hier steht es», sagte sie, «ich werde Ihnen die Stelle übersetzen!»

Der deutsche Originaltext lautete:

«Den von uns eingesehenen Akten konnten wir nicht entnehmen, daß die Mitarbeit eines Handelsvertreters notwendig wäre. Sie enthalten auch keine Hinweise, aus denen die Angemessenheit der gezahlten Provisionen abgeleitet werden könnte. Es war vielmehr festzustellen, daß die Tätigkeit der Deutschland-Vertretung (Commerz -GmbH in Frankfurt) und die der Europa-Vertretung nicht über eine ‚Briefträgerfunktion‘ hinausging.»

Einer der Prüfer hat dann noch erklärt», fügte Mrs. Vandermeulen hinzu, «was seine Kollegen und er hinter der ganz überflüssigen Provisionszahlung von 3,5 Millionen Mark vermutet hatten: <Wir hatten den Verdacht, daß das Geld von der Firma (Commerz GmbH in Frankfurt) weitergeflossen ist, weil die Firma doch erkennbar effektiv nichts geleistet hatte. Aber wir konnten nicht feststellen, wohin die Beträge von dort geflossen sind. Wir durften in der Firma nicht recherchieren. > Sehen Sie», schloß sie triumphierend, «so war das...»

Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch in diesem Augenblick trat Charley an den Tisch. Er wirkte sehr verwirrt und konnte seine Aufregung nur mühsam unterdrücken.

«Madame», sagte er an Mrs. Vandermeulen gewandt, «ich... ich bitte vielmals um Entschuldigung! Aber, da war eben ein... ein merkwürdiger Anruf, Madame - eine höchst seltsame Sache! Ich soll Ihnen etwas ausrichten, Madame — ich weiß gar nicht, wie

ich es Ihnen sagen soll...»

«Beruhigen Sie sich, Charley», unterbrach ihn Mrs. Vandermeulen freundlich. «So schlimm wird es ja nicht sein — oder?»

Charley schaute sie zweifelnd an, zuckte etwas hilflos die Achseln und flüsterte:

«Ich weiß nicht recht, Madame! Sie sagte...»

«Eine Frau war es?»

Mrs. Vandermeulen schien überrascht.

«Ja», bestätigte der noch immer sehr aufgeregte Charley, «und der Stimme nach eine noch ziemlich junge Person. Sie sagte: <Gehen Sie sofort zu Mrs. Vandermeulen und richten Sie der alten Dame> — sie drückte sich wesentlich respektloser aus, Madame! - <von mir aus, sie solle sich hüten! Sie soll endlich die Liste herausgeben, denn beim dritten Mal würde es...> Er zögerte, besann sich und fuhr fort: <Hinhauen>, das war das Wort, das sie benutzte! Und dann sagte sie noch etwas von du Ponts Rest bei Wilmington...»

«Unsere Familiengruft in Delaware», flüsterte Mrs. Vandermeulen Pat zu, schien sich aber aus dieser düsteren Andeutung nicht allzu viel zu machen.

«Ich habe sie dann noch nach ihrem Namen gefragt», schloß Charley, sichtlich erleichtert, die alte Dame so gefaßt zu sehen, «da hat sie erst gelacht und dann erklärt: <Richten Sie ihr aus, ich bin Perdita Poison!>»

«Perdita Poison», lächelte Mrs. Vandermeulen. «Aber machen Sie sich bitte keine Sorgen, Charley! <Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird>, sagt man bei uns daheim... Übrigens, wie war's mit etwas zu essen? Ich bin selbst sehr hungrig!» Sie blickte fragend zu Pat und Mike, dann zu Jimmy.

Alle ließen erkennen, daß sie den Vorschlag ausgezeichnet fanden, und so bestellte Mrs. Vandermeulen Käse- und Schinken-Sandwiches, dazu eine weitere Flasche Champagner.

«Und dann machen Sie mir die Freude, Charley, und trinken ein Glas mit uns!»

9. Vom Türmchen auf den Thron

Die dritte Flasche Champagner war schon fast geleert. Charley hatte das ihm angebotene Glas auf das Wohl Mrs. Vandermeulens geleert und sich dann wieder hinter die Bar zurückgezogen. Die Sandwiches waren längst vertilgt, die Teller abgeräumt, und die alte Dame setzte gerade zu einer Geschichte über die Jugend des Prinzen Bernhard zu Lippe-Biesterfeld an, den sie damals in Berlin kennengelernt hatte, als der Portier am Eingang zur Bar auftauchte.

Er deutete - offenbar für jemanden, der neben ihm stand, aber noch nicht sichtbar war — auf Mrs. Vandermeulen und zog sich eilig zurück.

Jetzt erschien ein hochgewachsener, etwas zur Fülle neigender Herr in der Tür, blieb dort einen Augenblick lang stehen und rückte umständlich seine Krawatte zurecht.

Pat dachte: «Er muß dem Portier ein üppiges Trinkgeld gegeben haben...» Dann machte sie Mrs. Vandermeulen auf den Besucher aufmerksam.

Die alte Dame blickte mißtrauisch auf.

«Der nächste bitte...» sagte sie leise, mehr zu sich selbst, und es klang resigniert.

Der Besucher war Mitte Fünfzig, trug einen gutsitzenden dunklen Sommeranzug aus sehr leichtem Stoff und in der einen Hand eine schmale Aktentasche. Sein volles Gesicht strahlte Herzlichkeit und Zuversicht aus. Er lächelte und zeigte dabei einen Satz erstklassiger Jackettkronen. «Mrs. Vandermeulen? Bitte, verzeihen Sie gütigst die abendliche Störung!» Sein Bariton ließ an einen besonders verständnisvollen Seelsorger denken. «Nur, weil ich etwas außerordentlich Erfreuliches mitzuteilen habe», fuhr er fort, «wage ich, hier in diese gemütliche Runde einzubrechen. Darf ich Sie für einen kurzen Augenblick Ihren Gästen entführen? Übrigens, gnädige Frau, ich vergaß mich vorzustellen: Mein Name ist Gottlieb, Dr. Hans Joachim Gottlieb, Rechtsanwalt und Notar in Düsseldorf.»

Er ergriff die Hand von Mrs. Vandermeulen, die mit einem

leisen Seufzer aufgestanden war, führte sie zur Andeutung eines Handkusses in die Nähe seiner Lippen, wobei er, anstelle einer Verbeugung, nur den Kopf ein wenig senkte. Pat, Mike und Jimmy beobachteten es voller Staunen.

«Was gibt es denn so Erfreuliches?» erkundigte sich Mrs. Vandermeulen, während sie mit Dr. Gottlieb an einen anderen, von der Bar weiter entfernten Tisch ging.

«Ich kann Ihnen ein Angebot unterbreiten», erklärte der Rechtsanwalt strahlend, «wie man es wahrlich nicht alle Tage bekommt! Es handelt sich um gewisse Papiere...»

«Um welche Papiere es sich handelt», unterbrach ihn Mrs. Vandermeulen, «ist mir klar. Ich gebe sie nicht heraus. Sparen Sie sich die Mühe!»

«Aber, gnädige Frau!» rief Dr. Gottlieb. «Sie ahnen ja nicht, wie außerordentlich großzügig meine Offerte ist!»

«Also, bitte», sagte Mrs. Vandermeulen seufzend, «aber fassen Sie sich kurz!»

«Ja, gewiß, es ist rasch erklärt: Ich biete Ihnen den *Ankauf* der Aktien durch meinen Mandanten an, obwohl er sie, wie Sie wohl wissen, als sein ihm von Ihnen vorenthaltenes, rechtmäßiges Eigentum überhaupt nicht zu kaufen brauchte. Und ich bin beauftragt, Ihnen nicht nur den Nennwert auszuzahlen, sondern den vollen, gestern bei 172 Prozent liegenden Kurswert! Und dazu sogar noch einen Zuschlag von achthundert...» Er zögerte eine Sekunde lang, dann fuhr er in feierlichem Ton fort: «... von *achthundertfünfzigtausend Dollar!* -Nun?»

Er sah Mrs. Vandermeulen erwartungsvoll an, und als sie nicht antwortete, fügte er noch in vertraulichem Ton hinzu:

«Ich habe zwei von der Pariser Rothschild-Bank garantierte Schecks anzubieten, den einen über den Kurswert der Aktien, den anderen in der Höhe des Zuschlags. Wir können die Papiere Zug um Zug austauschen, und Sie können die Schecks einzahlen, wo Sie wollen - Sie brauchen die Einnahme dann nicht mal zu versteuern! Also, liebe gnädige Frau, sind Sie einverstanden?»

Mrs. Vandermeulen schüttelte den Kopf.

«Ich will versuchen, Ihnen begreiflich zu machen, wie *ich* die Dinge sehe», sagte sie. «Ich verfüge über etwas, das Ihr Mandant

nicht hat und womit er, wenn er es hätte, sofort mindestens drei Millionen Dollar über den Kurswert hinaus verdienen könnte. Und da bietet er mir einen Anteil von nicht einmal dreißig Prozent am Gewinn? Eine solche Quote ist doch indiskutabel...!»

Sie machte Anstalten aufzustehen.

Dr. Gottlieb hielt sie zurück.

«Liebe gnädige Frau, mein Mandant zahlt Ihnen ja, über einen schönen Gewinnanteil hinaus, den vollen Kurswert dessen, was eigentlich ihm gehört! Das erhöht die Quote doch ganz enorm!»

Mrs. Vandermeulen lächelte.

«Mag sein», sagte sie dann, «nur könnte ich das Geschäft ja auch ohne Ihren Mandanten machen, die vollen drei Millionen Dollar Gewinn einstecken und ihm dann, womöglich erst nach einem langen Rechtsstreit, den Kurswert der Aktien, aber vielleicht sogar nur den Nennwert, erstatten. Und deshalb sind weniger als 1,5 Millionen Dollar, also die Hälfte vom Gewinn, für mich unannehmbar.»

Dr. Gottlieb geriet erstmals ein wenig aus der Fassung.

«Ja, aber...» begann er, verstummte und machte dann einen neuen Anlauf:

«Aber, Sie vergessen, verehrte gnädige Frau, daß Ihnen die Aktien, die ich Ihnen zu so ungewöhnlich günstigen Bedingungen abkaufen soll, doch gar nicht gehören!» Er seufzte schwer. Dann fügte er noch hinzu:

«Allenfalls könnte ich den Zuschlag auf *neun*hunderttausend Dollar erhöhen...»

Mrs. Vandermeulen stand auf.

«Auf *neunhundertfünfzig*tausend...» erklärte Doktor Gottlieb hastig.

Mrs. Vandermeulen antwortete darauf nicht einmal.

«Es war mir ein Vergnügen», sagte sie, und dann, schon fast im Gehen, fuhr sie fort: «Bis morgen, 13 Uhr, steht mein Angebot.»

«Eine Million», flüsterte Dr. Gottlieb, «das ist mein absolutes Limit.»

«Ich dachte es mir schon», sagte Mrs. Vandermeulen freundlich. «Also, bis morgen - ich erwarte Sie zum Lunch, Herr Doktor!» Damit verließ sie ihn.

Dr. Gottlieb erkannte, daß jedes weitere Zureden vergeblich wäre, und verließ die Bar. Als er an dem Tisch vorbeikam, an dem Mrs. Vandermeulen gerade wieder Platz nahm, machte er no'ch eine kleine Verbeugung und sagte:

«Ich wünsche noch einen angenehmen Abend und vielleicht auf Wiedersehen!»

Pat fand, seine Bemerkung hatte einen seltsamen, möglicherweise drohenden Unterton. Aber die alte Dame schien davon nichts bemerkt zu haben. Jedenfalls war sie bester Stimmung und bat Charley, die nächste Flasche Champagner zu öffnen und weitere vorsorglich kaltzustellen.

Eine Dreiviertelstunde später - die Unterhaltung war bis dahin hauptsächlich von Jimmy Meyrowitz bestritten worden, der unter dem Einfluß des Champagners recht vergnügt geworden war und Episoden aus seinem Reporterleben zum besten gegeben hatte - waren Mike und Jimmy für ein paar Minuten zu Charley an die Bar gegangen. Sie wollten am Transistorgerät des Barmanns den Ausgang eines ihnen sehr wichtigen Sportereignisses verfolgen. Da erschien Mrs. Vandermeulens Fahrer in der Eingangstür.

Wellem machte eine knappe Verbeugung. Die stumme Geste schien auszudrücken: «Ich bin wieder da, der Auftrag ist ausgeführt, es ist alles in Ordnung», und Wellem wollte sich schon wieder zurückziehen, als Mrs. Vandermeulen ihn zu sich heranwinkte, nachdem sie sich durch einen raschen Blick davon überzeugt hatte, daß Mike und Jimmy noch dem AFN-Bericht lauschten.

«Ist alles glattgegangen?» fragte sie leise, als Wellem neben ihr stand.

«Er kam bald zu sich», gab er ebenso leise zur Antwort, «und ich habe ihm Whisky zu trinken gegeben - etwa einen Liter. Das wird reichen...»

Mrs. Vandermeulen nickte beifällig.

«Und wie weit haben Sie ihn weggebracht?»

«Bis Amsterdam, Madame», gab Wellem zur Antwort, «bis morgen, achtzehn Uhr, ist er dort sicher aufgehoben...»

«Wo in Amsterdam?» verlangte Mrs. Vandermeulen noch zu wissen. Wellem zögerte.

«In einem Freudenhaus minderen Genres, Madame», sagte er schließlich. Mrs. Vandermeulen mußte lachen.

«Sehr gut, Wellem», sagte sie, «das war ein ausgezeichnete Einfall! — Übrigens, da war noch ein Anruf für mich, der mich veranlaßt, Sie zu bitten, sich mein Appartement noch einmal genau anzusehen. Hier ist der Schlüssel! Ich werde noch mindestens ein Stündchen hierbleiben - es ist ja noch früh, und wir unterhalten uns prächtig!» Sie verabschiedete ihn mit einem freundlichen Kopfnicken.

«Ist das nicht köstlich?!» wandte sich die alte Dame an Pat. Der Gedanke, den Revolverhelden vom Nachmittag sturzbetrunken in einem Amsterdamer Bordell zu wissen, schien ihr sehr zu behagen.

Auf Pats fragenden Blick hin sagte sie: «Wissen Sie, wir, das heißt die Damen meiner Familie mütterlicherseits, kennen uns aus in diesem Gewerbe. Es gab da eine gewisse Tradition - aber darüber reden wir vielleicht besser morgen, unter uns...»

Doch davon wollten Jimmy und Mike nichts hören. Gemeinsam mit Pat überredeten sie die alte Dame.

Mrs. Vandermeulen ließ eine weitere Flasche Champagner öffnen. Dann sagte sie:

«Aber seien Sie nicht ungeduldig — es ist eine etwas komplizierte Geschichte, und sie beginnt etwa um 1715 in einer hessischen Kleinstadt, die ein vornehmer Herr, der in der Umgebung große Güter besaß, gelegentlich besuchte, wenn er sich zu Hause langweilte. Er trank gern in lustiger Gesellschaft und am liebsten mit einem Fräulein, das ihn dann nach durchzechter Nacht mitnahm in ihre Wohnung. Das ging viele Jahre lang so, und in dem Städtchen fand man nichts dabei, obwohl der vornehme Herr zu Hause auf seinem Schloß Frau und Kinder hatte. Denn das Fräulein, bei dem er so häufig übernachtete, ging einem zwar nicht ehrbaren, aber ordentlichen Gewerbe nach, das sie in einem Türmchen der Stadtmauer mit obrigkeitlicher Genehmigung ausübte. Übrigens, der Fall, daß sich hochgestellte Persönlichkeiten mit polizeilich registrierten Freudenmädchen in weit mehr als flüchtige Abenteuer einlassen, ist nicht eben selten — ich könnte Ihnen da erstaunliche Dinge erzählen, was unsere

zeitgenössische Prominenz betrifft! Aber lassen wir das, und bleiben wir bei jenem Kleinstadt-Flittchen aus Hessen, meiner Ahnfrau, die die Stamm-Mutter einer, wie ich in aller Bescheidenheit sagen möchte, ungewöhnlichen und äußerst ehrgeizigen Sippe wurde...»

«Sie halten uns zum besten, Mrs. Vandermeulen», meinte Pat dazu fast ein bißchen zu scheinheilig. «Ich glaube Ihnen kein Wort!»

«Ich könnte Ihnen Namen und genaue Daten nennen», versicherte Mrs. Vandermeulen, «und ich gebe Ihnen mein Wort, daß es die reine Wahrheit ist. Wofür ich mich allerdings nicht verbürgen kann, ist die Vaterschaft des vornehmen Herrn im Falle jenes Babys, das dann in dem Türmchen an der Stadtmauer zur Welt kam. Aber das spielt überhaupt keine Rolle, weil er selbst es für ausgeschlossen hielt, daß ein anderer als Vater in Betracht käme. Also sorgte er für das Kind - es war ein Mädchen und wurde Maria Franziska, kurz Franz, genannt - und brachte es bei ihm gut bekannten Zieheltern in Mainz unter, da er fand, die Kleine dürfe nicht in einem Bordell aufwachsen. So kam das Baby zu dem Ehepaar Stubenrauch, das selbst keine Kinder hatte, und erhielt dort eine gute Erziehung, denn Herr Stubenrauch war Assessor, später sogar Rat, am kurerzbischöflichen Hofgericht. Als die Franz, zu einem hübschen jungen Mädchen herangewachsen war und ans Heiraten dachte, gab es allerdings ein Problem: Sie hatte keinen Geburtsschein, nicht mal einen Familiennamen!»

«Warum hatten die Stubenrauchs sie denn nicht adoptiert?» fragte Pat erstaunt.

«Nun, vielleicht weil der Herr Hofgerichtsassessor als vorsichtiger Jurist es für besser gehalten hatte, den ihm ja bekannten Vater der Franz, nicht aus allen Verpflichtungen zu entlassen. Möglicherweise war es auch bei der Übergabe des Babys so abgemacht worden. Jedenfalls fand der Ziehvater einen Ausweg aus dem Dilemma: In seiner Kanzlei arbeitete ein strebsamer junger Mann, Ignaz Hauck, der gern befördert werden wollte. Er stammte aus sehr einfachen Verhältnissen; Eltern und alle Geschwister waren einer Seuche zum Opfer gefallen - kurz, dieser

Hauck erschien Herrn Rat Stubenrauch geeignet, die ohne Familiennamen und Papiere in besseren Kreisen nicht unter die Haube zu bringende Franzi zu heiraten. Tatsächlich fand 1736 die Trauung der Maria Franziska mit dem Kanzlisten Hauck statt - nicht in der Kirche, sondern im Hause der Stubenrauchs. Ein verständnisvoller, mit einer beachtlichen Spende für fromme Werke versehener Geistlicher unterließ es dabei, die Personalien der Braut zu erfragen und ordnungsgemäß ins Register einzutragen. Das junge Paar bekam eine angemessene Mitgift; der Bräutigam wurde überraschend zum Oberkanzleisekretär befördert, und niemand stellte überflüssige Fragen. Als ein Jahr später, 1737, das erste Kind, ein Sohn, geboren und auf den Namen Johann getauft wurde, versäumte es der Pfarrer ebenfalls, Geburtsnamen und Herkunft der Mutter ins Kirchenbuch einzutragen, und so war es auch bei acht weiteren Kindern von Ignaz und Franzi Hauck. Aber trotz dieser großen Umstände, die man sich zwecks Wahrung des Scheins einer kleinbürgerlichen Ehrbarkeit machte und die erhebliche Kosten verursachten, gingen die meisten dieser Hauck-Kinder dann ihre eigenen, recht unkonventionellen Wege. Eine Tochter wurde in der Domstadt Köln, was ihre Großmama schon im Turm der hessischen Kleinstadt gewesen war, soll aber später eine gutbürgerliche Ehe mit einem Gastwirt eingegangen sein; eine zweite Tochter ging mit einer Kompanie spanischer Soldaten nach Neapel, stieg aber vom Soldatenliebchen zur Mätresse eines Monsignore auf. Und Johann Hauck, der Älteste, lief auch seinen Eltern davon und wurde Soldat, erst in sardinischen, dann in französischen Diensten. Beim Regiment Anhalt, wo es Johann Hauck zum Korporal brachte, fand er einen Gönner, der ihn zu seinem Stiefelputzer ernannte, nämlich den damals gerade zwanzigjährigen Grafen Hans Moritz von Brühl. Dessen Vater war übrigens vom Leibpagen und ständigen Begleiter einer sächsischen Prinzessin zum Chef der Finanzverwaltung und dann sogar zum Premierminister des Kurfürsten von Sachsen avanciert. Und weil dieser so tüchtige Vater des neuen Gönners von Johann Hauck während seiner Amtszeit die sächsische Staatsschuld um fast ebenso viele Millionen Taler vergrößert hatte wie sein ursprünglich unbedeutendes Privatvermögen und deshalb allerlei

Verdächtigungen ausgesetzt gewesen war, hatte sein Sohn, Graf Hans Moritz von Brühl, es vorgezogen, ins Ausland zu gehen und als Offizier in fremde Dienste zu treten. Etwa vier Jahre lang kommandierte der junge Mann deutsche, an den König von Frankreich vermietete Regimenter, und in dieser Zeit verstand es sein Bursche Johann Hauck, sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen. Er hielt des jungen Grafen Wohnung und Kleidung in Ordnung, bediente ihn bei Tisch, wimmelte lästige Besucher, zumal Gläubiger, ab, besorgte die Einkäufe, mitunter auch die Korrespondenz, und führte seinem Herrn Oberst bei Bedarf Frauen und Mädchen zu. Als Graf Brühl 1771 mit vierundzwanzig Jahren heiratete, den Militärdienst quittierte und auf das letzte, ihm aus dem beschlagnahmten väterlichen Erbe verbliebene Gut in Sachsen zurückkehren wollte, fragte er seinen Johann, ob er mitkäme, und Hauck ließ sich das nicht zweimal sagen. Es stellte sich dann heraus, daß das Gutshaus, in das Graf Brühl mit seiner jungen Frau zu ziehen gedachte, im Krieg erheblich beschädigt worden war. Es mußte erst wieder aufgebaut und eingerichtet werden. Im Frühjahr 1775 waren die Renovierungsarbeiten beendet, und Graf Brühl schickte seinen Johann und weiteres Personal zum gründlichen Säubern voraus. Johann Hauck übernahm die Leitung der Arbeiten und kümmerte sich um alles, besonders aber um die hübsche Kammerjungfer Maria, eine evangelisch-lutherische Pfarrerstochter, bei der eine sittenstrenge Erziehung nichts gefruchtet hatte. Als im Herbst das Haus fertig zum Einzug war und die Herrschaften kamen, fanden sie alles in bester Ordnung, nur die Maria war keine Jungfer mehr, sondern schwanger. Es gab eine eilige Hochzeit. Monate später brachte Maria eine Tochter zur Welt. In den folgenden drei Jahren wurden dem Ehepaar noch weitere Kinder geboren, von denen aber nur das zweite, ein Sohn namens Hans Moritz-so benannt nach dem Grafen Brühl-, für den Fortgang der Geschichte von Interesse ist.

Als Hans Moritz drei Jahre alt war, zogen seine Eltern mit ihm und seinen Geschwistern nach Polen, wo Johann Hauck auf den dortigen Gräflich Brühlschen Besitzungen als Steuer- und Pachteinnehmer Verwendung fand. Sein Sohn Hans Moritz Hauck besuchte eine gute Schule und wurde 1797 mit zwanzig

Jahren Leutnant in der polnischen Legion, die erst in Italien gegen die Österreicher kämpfte, später von Napoleon zur Rückeroberung Haitis eingesetzt wurde und dort zugrunde ging...»

«... durch Leute wie Victor du Pont, nicht wahr?» warf Pat ein.

Sie bemerkte Mike Levysons Erstaunen über ihre Geschichtskennntnisse und lächelte.

Mrs. Vandermeulen sah sie voll an: «Ganz recht, Pat. Doch was den Leutnant Hans Moritz Hauck betrifft, so war er in Haiti nicht dabei. Eine ihm sehr gewogene italienische Gräfin, die zugleich die Geliebte eines französischen Generals war, sorgte dafür, daß ihr Günstling in Italien bleiben und später nach Polen zurückkehren konnte. Dort wurde er 1809 Kommandant der Festung Zamosc, die er 1813 gegen die Russen mit soviel Energie und Härte verteidigte, daß ihn die polnischen Patrioten als Helden feierten. Doch damals war Polens Untergang nur noch eine Frage von Wochen, und der inzwischen zum Oberst beförderte Hans Moritz Hauck mußte das Ende seiner Karriere befürchten. Deshalb trat er, was ihm seine polnischen Kameraden nie verziehen, kurz entschlossen zum Feind, zu den Russen, über. Zum Lohn für diesen Verrat wurde er 1816 vom Zaren Alexander I. zum kaiserlich russischen Generalquartiermeister im annektierten Polen ernannt, nach zehnjähriger Bewährung bei der grausamen Unterdrückung aller polnischen Aufstände in den erblichen russischen Adelsstand erhoben und zum Kriegsminister in Warschau befördert. Und weiter drei Jahre später, 1829, machte ein Ukas des neuen Zaren Nikolaus I. den Kriegsminister Hans Moritz von Hauck zum Grafen Hauke!»

«Eine steile Karriere», bemerkte Jimmy Meyrowitz, «aber von der gewöhnlichen Prostitution hat sich die Familie doch nun schon ziemlich weit entfernt.»

«Ja und nein», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «denn 1807 hatte der noch längst nicht geadelte Hans Moritz Hauck ein damals siebzehnjähriges Mädchen geheiratet, das Sophie Lafontaine hieß. Deren Vater war ein sehr vielseitiger, in österreichischen, polnischen und französischen Diensten, mal als Arzt, mal als Konditor, mal als Geheimagent tätiger Mann gewesen. Ihre

Mutter stammte aus Ungarn, aus einer angesehenen jüdischen Familie, war dann jedoch ausgerissen, katholisch geworden und mit den Soldaten herumgezogen... - Sie sehen also, daß sich die Familie noch nicht gar so weit von ihren Gewohnheiten entfernt hatte, auch wenn man darüber, seit die Haucks Grafen geworden waren, nur noch hinter vorgehaltener Hand sprach. —Übrigens, 1830 traf die Familie ein schwerer Schlag. In Warschau brachen Unruhen aus, und es kam zu einem Überfall auf das Hauptquartier der verhaßten russischen Besatzungstruppen. Dabei wurde auch der einstige Verräter, der Kriegsminister Hans Moritz Graf von Hauke, von polnischen Aufständischen getötet. Zu den trauernden Hinterbliebenen zählten des Ministers alte Mutter, die einstige Kammerzofe und Witwe des ehemaligen Dieners und späteren Steuereintnehmers Johann Hauck, sowie die gerade vierzigjährige Ehefrau des Ermordeten, Sophie geborene Lafontaine, und deren jüngste Tochter Julie, beim Tod ihres Vaters fünf Jahre alt. Diese kleine Julie verlor bald darauf auch ihre Mutter, doch das Grafenkrönchen, das sie sich in ihre Taschentücher stecken durfte, rettete das verwaiste Mädchen vor dem sozialen Abstieg.

Als sie sechzehn Jahre alt geworden war, bewarb sie sich um eine Anstellung als Palastdame am russischen Zarenhof in St. Petersburg. Anwärterinnen auf einen solchen Posten mußten eigentlich wesentlich älter sein, außerdem sechzehn adlige Ahnen väterlicherseits, acht mütterlicherseits vorweisen können - wovon die Komteß Julie v. Hauke allenfalls einen hätte nennen können, nämlich den Baron, der in dem hessischen Kleinstadt-Bordell möglicherweise der Vater der ohne Papiere verheirateten Franziska Hauck geworden war. Aber dafür konnte sich Julie auf ihren Vater, einen Märtyrer, berufen, der für den Zaren sein Leben gelassen hatte. Jedenfalls hatte die Komteß Julie von Hauke Erfolg mit ihrer Bewerbung bei Hofe. Man suchte dort nämlich gerade eine Gesellschafterin für ein neues Mitglied der Zarenfamilie, weil der Thronfolger, Zarewitsch Alexander, 1841 die sechzehnjährige Tochter Marie des Großherzogs von Hessen geheiratet hatte. Diese Prinzessin Marie, ein sehr scheues Mädchen, brauchte eine Hofdame etwa gleichen Alters, mit der sie Deutsch sprechen konnte, und da war Julie von Hauke gerade die Richtige. Übrigens, mit Marie, Julies neuer Chefin, wenn man

so sagen darf, war auch ihr Bruder, Prinz Alexander von Hessen, nach Rußland gekommen, und es gefiel ihm dort so gut, daß er zehn Jahre lang dort blieb. Er war ein großer Frauenheld, der am Zarenhof eine Eroberung nach der anderen machte. Vergeblich, jedenfalls was die Einwilligung ihres Vaters zur Heirat betraf, bemühte sich Prinz Alexander lediglich um die älteste Tochter des Zaren, die Großfürstin Olga. Und als er dann wegen dieser Enttäuschung anderweitig Trost suchte und fand, nun ohne jede Heiratsabsicht, da geriet der erfahrene Herzensbrecher unversehens in eine Falle: Die hübsche Hofdame, mit der er sich eingelassen hatte - es war Julie von Hauke -, wandte sich an Alexanders Schwester Marie, die künftige Zarin, und beichtete ihr, daß sie von Alexander ein Kind erwarte. Das war ein strategisch sehr geschickter Zug, denn so gewann Julie eine sehr einflußreiche Verbündete für ihre Pläne. Marie wandte sich an ihren Ehemann, den Thronfolger, der seinerseits den sehr überraschten Schwager sehr energisch zur Rede stellte, woraufhin Alexander nichts anderes übrigblieb, als der von ihm angeblich <entehrten> Komteß Julie sofort einen Heiratsantrag zu machen, den diese, vorbehaltlich der Zustimmung Seiner Majestät des Zaren, der bei ihr, der Vollwaise, in diesem Fall die Vaterstelle vertrat, mit nur mühsam unterdrücktem Triumph annahm. Und da der Zar keine Einwände erhob, konnte die kluge, sehr zielstrebige Julie Ende Oktober 1851 ihre seit langem heiß ersehnte <gute Partie> machen. In Breslau, wohin das Paar aus Gründen der Diskretion gereist war, wurde Hochzeit gefeiert. Zuvor waren einige Dinge zu regeln gewesen, weil Prinz Alexander von Hessen einem regierenden Hause angehörte: Zunächst hatte Julie evangelisch werden müssen, was ihr nicht schwerfiel. Sodann war die Erlaubnis von Alexanders älterem Bruder, der als Großherzog Ludwig III. in Hessen regierte, einzuholen gewesen - obwohl es sich wegen Julies fehlender Ebenbürtigkeit nur um eine sogenannte morganatische Verbindung, eine <Ehe zur linken Hand>, handeln konnte. Julies künftiger Schwager, der Großherzog, gab seine Einwilligung, wenn auch ungerne, denn er hätte lieber eine Schwester des künftigen Zaren von Rußland in die Familie aufgenommen. Und schließlich sollte die Gattin und erst recht das Kind des unvorsichtigen Alexander nach dem

Willen des Großherzogs einen ordentlichen hessischen Namen bekommen. Einige Hofbeamte wurden beauftragt, sich rasch etwas Passendes einfallen zu lassen, denn Eile war geboten. Schon am nächsten Tag stand fest, wie Julie und ihr Kind künftig heißen sollten. Sie bekamen Namen, Titel und Wappen eines schon im 14. Jahrhundert ausgestorbenen hessischen Geschlechts, nach dem nur noch ein Dörfchen im Kreis Biedenkopf hieß: Battenberg!»

«Muß man diesen Namen kennen?» fragte Pat. «Mir sagt er nämlich gar nichts...»

Mrs. Vandermeulen seufzte.

«Nun ja», meinte sie dann, «Battenberg ist heute fast so vergessen wie Hauke und Hauck - aber im vorigen Jahrhundert bedeutete der Name sehr viel! Und das war allein Julies großem Geschick zu verdanken... Ihr erstes Kind aus ihrer Ehe, leider nur <zur linken Hand>, mit dem Prinzen Alexander von Hessen kam übrigens am 15. Juli 1852 in Genf zur Welt — etwas zu früh, wenn man von dem Datum der eiligen Eheschließung, Ende Oktober 1851, ausgeht, dagegen enorm verspätet, wenn man bedenkt, wie dringend Julie schon im Sommer des Vorjahrs die Heirat verlangt hatte...»

«Sie war also gar nicht schwanger, als sie ihren Alexander praktisch dazu zwingen ließ, sie zu heiraten?» rief Pat empört dazwischen.

Mrs. Vandermeulen beeilte sich, ihr klarzumachen, daß sich dergleichen, zumal damals, selten mit letzter Sicherheit sagen ließ. Die alte Dame mußte aber zugeben, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Julie von Hauke bei ihrer Heiratsstrategie mit unfeinen Tricks gearbeitet habe.

«Nun ja», meinte sie dann, «die Haucks waren immer sehr ehrgeizig und nicht allzu wählerisch in den Mitteln, wenn es galt, zu Macht und Reichtum aufzusteigen. Julie hatte jedenfalls schon viel erreicht: Sie war nun die Schwägerin des künftigen Zarenpaares, des Großherzogs von Hessen und dessen Gemahlin, einer bayerischen Königstochter sowie einer Prinzessin von Preußen, die mit dem Zweitältesten Bruder Alexanders vermählt war. Als nächsten Erfolg konnte sie, nachdem sie ihrem Prinzen

weitere Kinder geboren hatte, eine Rangerhöhung verbuchen: Zu Weihnachten des Jahres 1858 wurde sie Prinzessin von Battenberg, und diesen Titel behielt sie bis zu ihrem Tod im Jahre 1895. Bis dahin beschäftigte sie sich mit der Erziehung und möglichst günstigen Verheiratung ihrer insgesamt fünf Kinder, einer Tochter und vier Söhnen. Ihr Ältester, Prinz Ludwig, durfte seine Großkusine, eine Prinzessin von Hessen, heiraten. Er wurde britischer Seeoffizier und avancierte, wohl nicht zuletzt dank dem Umstand, daß Englands Königin Viktoria die Großmutter seiner Frau war, binnen kurzer Zeit zum Admiral, wurde 1911 Befehlshaber der Heimatflotte und 1913 Erster Seelord. Als wichtigster Berater Winston Churchills in Marinefragen bereitete er die britische Flotte auf den Ersten Weltkrieg vor, leitete 1914 noch die Mobilmachung, mußte aber bald nach Kriegsausbruch von seinem hohen Amt zurücktreten, weil die öffentliche Meinung es nicht dulden wollte, daß ein deutscher Prinz die Navy im Kampf gegen die Kriegsmarine des deutschen Kaisers befehligte. Die Briten wußten nichts von der enormen Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit der Familie Hauck, gerade in Kriegszeiten, und hatten vergessen, daß auch Kaiser Wilhelm II. ein Enkel der Königin Viktoria war und daß umgekehrt die englische Königsfamilie, das Haus Sachsen-Coburg-Gotha, ausschließlich deutsche Vorfahren hatte. Nun ja, Prinz Ludwig von Battenberg, der sich in England Lord Louis Battenberg nannte, wurde zum Trost erster Marquess von Milford-Haven mit vielen weiteren Titeln und erblichem Sitz im britischen Oberhaus... - aber seine Karriere war noch gar nichts im Vergleich zu der anderer Kinder und Enkel der Julie Hauck, späterer Komteß Hauke und schließlich Prinzessin von Battenberg! Ihr Zweitältester Sohn Alexander wurde, wenn auch nur für sieben Jahre, regierender Fürst von Bulgarien; der Drittälteste, Prinz Heinrich, heiratete gar eine Tochter der Königin Viktoria von England und wurde Mitglied der königlichen Familie von Großbritannien. Von Prinz Heinrichs Nachkommen erhielt der älteste Sohn den Titel «Marquess of Carisbrooke» und die erbliche Peerswürde, seine Tochter Ena heiratete König Alphons XIII. von Spanien; beider Enkel ist der jetzige spanische König Juan Carlos... Übrigens, die Zweitälteste

Tochter des Prinzen Ludwig von Battenberg, Lady Louise, heiratete 1923 König Gustav VI. Adolf von Schweden, und Ludwigs Älteste, Lady Alice, verhelichte sich mit dem Prinzen Andreas von Griechenland und Dänemark; der einzige Sohn aus dieser Ehe heißt Philipp und wurde 1921 auf Korfu geboren. 1947 verzichtete Philipp auf seine Thronfolgerechte in Athen, legte den Titel (Prinz von Griechenland und Dänemark) ab und nahm wieder den Namen jenes hessischen Dörfchens, Battenberg, an, allerdings in der von den englischen Mitgliedern der Familie im Ersten Weltkrieg anglierten Form (Mountbatten)...

«He, dann ist ja...» wollte Jimmy dazwischenrufen, aber Mrs. Vandermeulen ließ ihn nicht zu Wort kommen.

«Prinz Philipp Mountbatten heiratete Königin Elisabeth von Großbritannien, wurde zum Herzog von Edinburgh ernannt, und beider Sohn, Prinz Charles, Urenkel von Julie Hauck, ist der erste britische Thronanwärter, auch Erbe des riesigen Vermögens seiner Mutter.»

«Du meine Güte», rief Pat, «das ist wirklich ein bemerkenswerter Aufstieg aus dem Slum deutscher Kleinstädte, und er vollzog sich erfreulich wenig brutal, hauptsächlich in Betten und nicht auf Schlachtfeldern, mit nur wenigen faulen Tricks und gelegentlichem Verrat...»

«Nicht doch», unterbrach sie Mrs. Vandermeulen. «Von Verrat dürfen Sie nicht sprechen! Wir Haucks - ich darf mich dazu rechnen, obwohl ich nur von Mamas Seite her eine Nachkommin der tüchtigen Julie bin — waren niemals Verräter! Gleich auf welcher Seite wir gerade standen, gleich wie oft wir die Nationalität, den Glauben oder auch den Familiennamen wechselten, wir waren immer treu, nämlich uns selbst und unserem Ziel, nie etwas herzugeben, stets noch etwas dazuzugewinnen und uns dem Kreis der wenigen wirklich Mächtigen anzuschließen... Übrigens, so gesehen erscheint es beinahe selbstverständlich, daß Prinz Philipp zu den Bilderbergern der ersten Stunde gehört.»

«Ist dieser Klub wirklich so einflußreich?» erkundigte sich Mike Levyson in der Hoffnung, Mrs. Vandermeulen zu weiteren aufschlußreichen Erzählungen anzuregen.

Aber die alte Dame war müde geworden.

«Vielleicht sehen wir uns morgen wieder», sagte sie, «dann komme ich auf Ihre Frage zurück. Jetzt will ich zu Bett gehen, ohne deshalb die Party zu beenden. Bleiben Sie ruhig noch ein Weilchen hier und betrachten Sie sich weiter als meine Gäste, nur müssen Sie mich jetzt entschuldigen...»

Pat, Mike und Jimmy begleiteten Mrs. Vandermeulen bis zum Aufzug. Einer plötzlichen Eingebung folgend, sagte Pat, nachdem sie sich schon von der alten Dame verabschiedet hatten:

«Ich komme mit und bringe Sie noch bis zu Ihrem Appartement!» Sie stieg zu Mrs. Vandermeulen in den Aufzug und rief Mike zu:

«Geht doch schon zurück in die Bar, ich bin gleich wieder da!»

Mrs. Vandermeulen drückte ihr dankbar den Arm, und Pat lächelte ihr aufmunternd zu.

Doch die Sorgen, die sich Pat im stillen um die alte Dame gemacht hatte, erwiesen sich als überflüssig. Als sie den Lift verließen, sahen sie, daß Wellem auf dem Flur wartete. Er machte eine kleine Verbeugung und schloß dann für Mrs. Vandermeulen die Tür des Appartements auf.

Pat hörte noch, wie er leise zu der alten Dame sagte:

«Es ist alles in Ordnung — und ich werde auf dem Sofa im Salon schlafen...»

10.... ausgenommen Eigentumsdelikte

Pat hatte längst gefrühstückt und ihren Spaziergang durch den Park gemacht, der kürzer ausgefallen war als am Vortag, denn es war drückend heiß an diesem Sonntagmorgen. Da es schon kurz nach zehn Uhr war, als Pat den Speisesaal verließ, beschloß sie, Mrs. Vandermeulen in ihrem Appartement zu besuchen.

«Hoffentlich schläft sie nicht mehr!» fiel ihr ein, als sie behutsam die äußere der beiden Türen des Salons öffnete. Dann sah sie, daß die gepolsterte Innentür nur angelehnt war. Sie wollte sie gerade aufstoßen, als sie von drinnen eine männliche Stimme hörte.

«Wir sind ja bereit, Mrs. Vandermeulen», sagte der Mann gerade, «dafür anständig zu bezahlen!»

Er schien auf eine Antwort zu warten, und als diese nicht kam, fuhr er in beschwörendem Ton fort:

«Sagen wir: eine Million Dollar! Ist das ein Wort? Wenn Sie wollen, sogar in bar...!»

Dann hörte Pat Mrs. Vandermeulen antworten:

«Sie wissen, daß meine Liste erheblich mehr wert ist und daß ich...»

«Sie haben ja auch noch diese Aktien», fiel ihr der Mann ins Wort, «die interessieren uns nicht. Aber, wenn ich richtig informiert bin, gibt es jemanden, der Ihnen dafür...»

«Ja, ja», unterbrach ihn Mrs. Vandermeulen, «aber ich habe mich ohnehin entschlossen, Aktien und Liste als streng separate Geschäfte zu behandeln.»

«So springt mehr für Sie heraus, nicht wahr?» hörte Pat den Mann sagen. Es klang durchaus respektvoll.

«Sehen Sie», erklärte Mrs. Vandermeulen, «ich wollte ursprünglich beides der Vermittlung des Prinzen überlassen — deshalb und weil Bilderberg ein so wunderbar abgeschirmtes Haus ist, bin ich ja hierher gefahren, aber seit Bernhard selbst so viele Sorgen hat...»

Pat schloß leise die äußere Tür und entfernte sich eilig.

Während sie noch, reichlich verwirrt, auf den Fahrstuhl wartete,

sah sie, wie die Tür des Appartements am anderen Ende des Korridors aufging.

Der Besucher trat auf den Gang, und Pat erkannte ihn sofort. Es war der deutsche Jagdgast des Prinzen Bernhard.

Er ging, ohne Pat zu bemerken, rasch über den Korridor in sein schräg gegenüber gelegenes Zimmer.

Pat wartete noch einen Augenblick. Dann ging sie zurück.

«Nun, Pat, haben Sie gut geschlafen?» wurde sie von Mrs. Vandermeulen begrüßt, als sie den Salon betrat. «Waren Sie gestern noch lange bei Charley in der Bar?»

Die alte Dame war offenbar bester Laune. Sie saß an einem zierlichen Tischchen und studierte die Wochenend-Ausgabe der «New York Times», neben sich eine Tasse mit heißer Schokolade. Sie schaute strahlend zu Pat auf, als diese neben ihr stand. Pat sah, daß Mrs. Vandermeulen den Wirtschaftsteil der Zeitung aufgeschlagen hatte und die Schlußkurse der New Yorker Börse zu studieren schien.

«Wir waren noch etwa eine halbe Stunde zusammen», sagte sie und mußte lächeln bei der Erinnerung an die Fragen von Mike und Jimmy, nachdem die alte Dame auf ihr Zimmer gegangen war. Was hatten sie über Mrs. Vandermeulen nicht alles wissen wollen!

«Die beiden jungen Leute waren gewiß noch sehr neugierig?» Mrs. Vandermeulen, die Pats Gedanken erraten zu haben schien, blickte bei dieser Frage schon wieder in die Zeitung.

«Ja», erwiderte Pat, «Sie haben ihnen mächtig imponiert, Cornelia! Sie wollten dann noch sehr viel über Sie wissen, aber ich sagte ihnen, daß wir uns ja auch erst seit Freitag kennen... Und über die Vorfälle... ich meine: die Unannehmlichkeiten, die Sie seitdem hatten - zum Beispiel gestern am Nachmittag mit dem Mann im Park -, habe ich ihnen gar nichts erzählt. Ich dachte mir, Sie legen vielleicht Wert darauf, daß es unter uns bliebe...»

Mrs. Vandermeulen schaute von ihrer Zeitung auf, lächelte Pat freundlich zu und sagte:

«Das war sehr nett von Ihnen, Pat! Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir - ich bin gleich soweit! Wollen Sie auch eine Schokolade mit Schlagsahne? Oder einen Kaffee? Oder lieber etwas Kühles? Es ist schon wieder sehr heiß draußen, nicht wahr?»

Pat, die ausgiebig gefrühstückt hatte, lehnte dankend ab.

Mrs. Vandermeulen war schon wieder ganz vertieft in den Kurszettel. Pat betrachtete sie nachdenklich.

«Wenn ich es nicht eben selbst gehört hätte», ging es ihr durch den Kopf, «würde ich es nicht für möglich halten, daß dieses zierliche Persönchen hier um Millionen pokert !»

Doch sie beschloß, sich vorerst nichts anmerken zu lassen.

«Jimmy Meyrowitz ist heute nach Washington zurückgeflogen», berichtete sie beiläufig.

Mrs. Vandermeulen zeigte höfliches Interesse.

«Und Mike will noch ein, zwei Tage in Holland bleiben», erzählte Pat weiter, «um Erkundigungen über die Auswirkungen der Lockheed-Affäre und über das nächste Treffen der Bilderberger einzuholen - so sagte er jedenfalls...»

«Die Bilderberg-Konferenz fällt dieses Jahr aus», sagte Mrs. Vandermeulen und faltete die Zeitung zusammen. «Ich habe heute in aller Frühe mit David telefoniert - über die New Yorker Zentrale der Chase Manhattan Bank kann man ihn überall erreichen, wo er sich gerade aufhält... Ich brauchte dringend seinen Rat, und als ich ihm sagte, wo ich mich aufhalte, sprachen wir auch über den Klub. David ist sehr ärgerlich über Bernhard und hat deshalb die diesjährige Herbsttagung der Bilderberger abgesagt - er haßt jede Art von Skandalgeschichten...»

Sie lachte und sagte dann noch, mehr zu sich selbst:

«Es ist fast ein Witz, wie zartbesaitet er ist, und das bei seinem Namen!»

Pat starrte sie verwundert an.

«Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen, Cornelia, aber man könnte fast meinen, Sie hätten mit David *Rockefeller* telefoniert...!?»

«Gewiß», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «er ist ein stets loyaler Freund und hat immer einen guten Rat für mich, wenn ich ihn brauche.»

Pat war sehr gespannt, was der Krösus der alten Dame wohl geraten haben mochte, aber da sich Mrs. Vandermeulen offenbar nicht dazu äußern wollte, unterdrückte sie die Frage, die sie gern gestellt hätte. Statt dessen erkundigte sie sich, was Mrs.

Vandermeulen von einem Spaziergang hielte. Aber danach stand der alten Dame nicht der Sinn.

«Es ist viel zu heiß draußen», sagte sie, «und außerdem ist es besser, wir bleiben hier oben... - man soll niemanden unnötig herausfordern! Übrigens, ich habe für halb eins ein Mittagessen bestellt, das uns hier im Salon serviert wird - ist Ihnen das recht?»

Pat nickte. Es war angenehm kühl hier oben und bedeutend gemütlicher als im gähnend leeren Speisesaal.

Dann fragte sie zögernd:

«Hätten Sie etwas dagegen, Cornelia, daß ich Mike Levyson davon unterrichte, daß das diesjährige Bilderberger-Treffen ausfällt?»

Mrs. Vandermeulen lachte.

«Ich hoffe sogar sehr, daß Sie ihm Bescheid sagen. Sie dürfen ihm auch meine Quelle nennen! Und Sie können ihm ausrichten, wenn er morgen früh beim Bilderberg-Sekretariat in Amsterdam anruft, wird man ihm meine Information bestätigen. Mike ist ein netter junger Mann; ich freue mich, wenn wir ihm helfen können... Erzählen Sie ihm auch, es sei das erste Mal seit zweiundzwanzig Jahren, das heißt, seit Bestehen des Bilderberg-Klubs, daß ein Jahrestreffen ausfällt! Vor zwei Jahren, als sich die Bilderberger in Megève trafen - auf Einladung Edmond de Rothschilds, dem dieses Wintersportzentrum in den französischen Alpen ja gehört, da beschlossen sie, die nächste Konferenz in Cesme abzuhalten, einem türkischen Mittelmeer-Seebad, und dort fand sie auch statt. Für dieses Jahr war beschlossen, wieder einmal hier in Holland zu tagen, und nächstes Jahr, wenn Elisabeth II. ihr fünfundzwanzigjähriges Thronjubiläum feiert, will man in England, in Torquay, zusammenkommen - Philipp hat sich das gewünscht...»

«Ich verstehe», sagte Pat, etwas nachdenklich. «Wenn man dieses Jahr in Holland ein Meeting abhielte, dann stünde Prinz Bernhard als Bilderberg-Präsident und als Repräsentant des Gastlands doppelt im Rampenlicht, und das wäre in Anbetracht der Lockheed-Affäre den Bilderbergern nicht recht...»

«So ist es», bestätigte Mrs. Vandermeulen, «nur weiß ich nicht, ob alle Bilderberger so empfindlich sind wie David

Rockefeller...» Sie kicherte. «Doch es genügt völlig», fügte sie schmunzelnd hinzu, «wenn David meint, man müsse die Sache ausfallen lassen - dann findet sie bestimmt nicht statt!»

Pat überlegte.

«Das ist eine Blamage für Prinz Bernhard», meinte sie dann, «vielleicht noch mehr, denn es sieht so aus, als ließen ihn seine mächtigsten Freunde fallen... Übrigens, warum finden Sie es komisch, Cornelia, daß Mr. Rockefeller sich von jemandem distanziert, der in einen Schmiergeld-Skandal verwickelt zu sein scheint?»

Mrs. Vandermeulen starrte Pat an.

Dann begann sie zu lachen, und erst nach einer Weile beruhigte sie sich wieder, wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte:

«Also, das muß ich mir unbedingt merken, Pat - Sie sind wirklich köstlich! Und ich glaube fast, Sie haben Ihre Frage ganz ernst gemeint! Himmel, ist das komisch - offenbar wissen Sie nicht, daß vier Generationen Rockefeller schon eine solche Fülle von — allerdings zumeist vertuschten — Skandalen verursacht haben, daß sich der arme Bernhard dagegen ausnimmt wie ein Lämmchen, das unter ein Dutzend ausgewachsene Tiger geraten ist! Und nun stellen Sie sich vor, der stärkste dieser Tiger erklärt, er fühle seinen guten Ruf durch das Lamm bedroht und müsse sich davon distanzieren - vielleicht, weil das Lämmchen ein paar Blätter gefressen hat, die es nicht abreißen durfte...!»

«Sie übertreiben, Cornelia», rief Pat und wußte nicht recht, ob sie ebenfalls lachen oder sich entrüsten sollte. «Denken Sie doch an die Rockefeller Foundation und an die vielen anderen großen Stiftungen, die die Familie gemacht hat! Und denken Sie an Nelson Rockefeller, unseren Gouverneur — ich selbst habe ihn zweimal gewählt, weil ich ihn für einen ausgezeichneten Mann halte... Und in der Schule habe ich gelernt, daß der alte John D. Rockefeller sich ganz aus eigener Kraft emporgearbeitet hat, durch Fleiß, Sparsamkeit und eiserne Energie! Er war, wenn ich mich richtig erinnere, der Sohn eines einfachen Landarztes, und er hat seinen Vater früh verloren...»

«Genug», rief Mrs. Vandermeulen lachend, «hören Sie auf! Ich kann mich nicht erinnern, jemals soviel Naivität begegnet zu sein

— vielleicht mit Ausnahme von Nancy, meinem schwarzen Kindermädchen, aber Nancy befaßte sich nicht mit Jugendkriminalität, ja, sie hätte bezweifelt, daß es dergleichen überhaupt gibt...! - Und damit Sie verstehen, warum ich so lache, will ich Ihnen verraten, warum John D. Rockefeller seinen Vater, den einfachen Landarzt, so früh verloren hat!»

«Wissen Sie mehr darüber?» fragte Pat interessiert.

«Allerdings», erwiderte Mrs. Vandermeulen. «Big Bill Rockefeller — so wurde John D.s Vater genannt, weil er für damalige Verhältnisse sehr groß, über 1,80 Meter, und unerhört kräftig war - hat nie eine Universität besucht, geschweige Medizin studiert. Er nannte sich <Doktor>, handelte mit einer selbstgebrauten Wundermedizin, die er zu dem für seinerzeitige Verhältnisse exorbitanten Preis von fünfundzwanzig Dollar pro Flasche an verzweifelte, dafür ihre Erspamisse opfernde Menschen verkaufte...»

«Wann war das etwa?» wollte Pat wissen.

Mrs. Vandermeulen dachte nach und meinte dann:

«Er muß so um 1810 geboren sein. <Big Bill>, der sich selbst <Dr. William A. Rockefeller, der berühmte Krebsspezialist> nannte, war ein Typ, wie ihn viele Frauen mögen. Er trug sich stets sehr elegant, hatte immer eine Menge Bargeld bei sich, denn er war ein Verkaufsgenie und nahm viel ein, reiste unbekümmert auch durch die unsichersten Gegenden, vertraute auf seine Bärenstärke sowie auf die Schnelligkeit seines Pferdes und führte ein recht unbekümmertes Junggesellenleben, bis er 1837 Eliza Davison, die Tochter eines wohlhabenden Farmers, heiratete. Das Paar ließ sich dann in Richford im Staat New York nieder, wo 1839 John Davison, das zweite Kind der beiden nach einer Tochter namens Lucy, zur Welt kam. Die Kinder — es folgten dann noch William, Mary, Ann und Franklin - sahen ihren Vater nur selten, denn er war meist, oft monatelang, unterwegs mit seiner Wundermedizin. So lag die Erziehung ganz bei der Mutter, einer schlanken, rothaarigen Frau von geringer Schulbildung, aber großer Frömmigkeit. Sie zog ihre Kinder auf in der ständigen Furcht Gottes, indem sie ihnen einhämmerte, daß nahezu alles Sünde sei, ausgenommen Eigentumsdelikte, das Schlimmste aber

der Konsum von Alkohol sowie das, was sie ‹Hurerei› nannte, womit aber schon das Tragen eines für ihre Begriffe etwas zu kurzen, die Knöchel nicht ganz bedeckenden Rockes gemeint war...»

«Diese Eliza scheint eine ganz reizende Frau gewesen zu sein», bemerkte Pat, «aber warum hielt sie Diebstahl für ein von Gott geduldetes Tun?»

«Vielleicht, weil man 1844 ihren ‹Big Bill› des Pferdediebstahls beschuldigt hatte», meinte dazu Mrs. Vandermeulen, «und weil zumindest die älteren Kinder wußten, daß diese Behauptung nicht aus der Luft gegriffen war. - Übrigens, damals hatten die Rockefellers ihren Wohnsitz schon von Richford nach Moravia verlegt, weil Big Bill mit der Nachbarin in flagranti erwischt worden war und es viel Streit deswegen gegeben hatte. Sie mußten noch öfter umziehen, so 1849, als ‹Doktor› Rockefeller eine Hausangestellte vergewaltigt haben sollte. Der Fall kam nicht vor Gericht, weil Bill für ein Jahr verschwand und seine Familie erst nach Oswego, dann nach Stronville, einem Vorort von Cleveland, übersiedelte. Später hörten Eliza und die Kinder gar nichts mehr von ‹Big Bill›, denn er stellte auch die gelegentlichen Besuche eines Tages ein und blieb von da an verschwunden. Er soll erst 1910, im Alter von fast hundert Jahren, gestorben sein und noch als Greis unter der Anklage der Bigamie gestanden haben. Doch das ist nicht verbürgt und im übrigen belanglos, denn ohne Zweifel war er sein Leben lang ein Strolch. Seine Bedeutung beschränkte sich auf die Tatsache, daß er mit der Zeugung seines Ältesten, John D., den Vereinigten Staaten einen Bürger beschert hatte, wie es ihn glücklicherweise nur äußerst selten gibt. Ich habe ihn noch gekannt, den alten John D. Rockefeller», fügte Mrs. Vandermeulen seufzend hinzu, «denn er ist erst 1937 in Ormond Beach in Florida im Alter von fast achtundneunzig Jahren gestorben. Wie eine Mumie sah er aus, der alte John D.!»

«Ja», sagte Pat, «ich erinnere mich an ein Foto, das den alten Rockefeller beim Golfspiel zeigte. ‹Sportsmann und Mäzen›, lautete die Überschrift...»

«Mäzen!» Mrs. Vandermeulens Lachen klang bitter. «Er war

etwa so sehr ein Mäzen wie Wölfe Vegetarier sind! Schon als Kind sparte er jeden Cent, bis er einen ganzen Karton Bonbons kaufen konnte, und dann verkaufte er die Süßigkeiten stückweise an seine Geschwister und deren Freunde - mit dreihundert Prozent Gewinn! Mit dreizehn Jahren gab er Nachbarn, die mit ihrem Geld nicht auskamen, Kleinstdarlehen — wie weiland der Landgraf von Hessen-Kassel — und zu sieben Prozent Monatszinsen. Mit sechzehn begann er sein Berufsleben als kaufmännischer Lehrling bei der Firma Hewitt & Tuttle in Cleveland mit vier Dollar Wochenlohn; nach achtzehn Monaten war er bereits Hilfsbuchhalter mit vierzig Dollar Monatsgehalt. Er gab keinen Cent für Vergnügungen aus, verbrachte seine Sonntage bei der Baptistengemeinde, und mit achtzehn konnte er, zusammen mit einem gewissen Maurice Clark, die Firma Clark & Rockefeller in der River Street in Cleveland gründen, die Kommissionshandel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen betrieb.

Damals wurden in den USA die ersten Erdölfunde gemacht. John D. Rockefeller, von einigen Geschäftsleuten auf Erkundung nach Pennsylvanien entsandt, berichtete seinen Auftraggebern, die Aussichten seien ungünstig, eine Investition lohne sich nicht. Er selbst allerdings stieg schon damals ins Ölgeschäft ein, fest entschlossen, zum König der neuen Branche aufzusteigen. In den folgenden Jahren, als die Nord- und Südstaaten gegeneinander kämpften, gehörte zu den wenigen Männern, die zu Hause unbeteiligt weiter ihren Geschäften nachgingen, der 1863 gerade dreiundzwanzigjährige John D., denn — so sagte er später — «wer hätte denn die Firma leiten sollen?» Auch heiratete er 1864 ein Mädchen aus Massachusetts, Cetty Spelman, die ähnlich fromm, sparsam und allen weltlichen Dingen, ausgenommen Geld, abhold war wie seine Mutter. Damals war John D. bereits Teilhaber einer Ölraffinerie, hatte aber weit größere Pläne. Er wollte nach und nach alle Konkurrenten aus dem Felde schlagen und für sich ein Welt-Ölmonopol errichten. Aber erst von 1869 an entwickelte er jene skrupellosen Methoden, mit denen er sich dann tatsächlich zum Alleinherrscher auf dem Ölmarkt machte. Ausgehend von seinem Leitsatz «Wettbewerb ist Sünde»,

vernichtete er einen Konkurrenten nach dem anderen. Sein wirksamstes Kampfmittel waren Rabatte, die er sich von den Eisenbahngesellschaften gewähren ließ. Da die Eisenbahnen untereinander hart konkurrierten und auf Öltransporte angewiesen waren, mußten sie auf John D.s Forderungen eingehen, zumal seine Raffinerie bereits den größten Marktanteil hatte. Da Rockefeller sein Öl infolge der Frachtnachlässe billiger anbieten konnte als alle anderen Raffinerien, war er binnen Jahresfrist alle Konkurrenten in Cleveland los; sie hatten sich ihm unterworfen oder waren bankrott. Soweit sie sich seinem Diktat gebeugt hatten, durften sie Teilhaber seiner am 10. Januar 1870 gegründeten neuen Gesellschaft werden, der «Standard Oil Company of Ohio.»»

«Hatte er auch ein Privatleben?» erkundigte sich Pat. «Oder beschäftigte er sich nur mit seinen Geschäften?»

«Nur wenn man es als Privatleben bezeichnen kann», gab Mrs. Vandermeulen trocken zur Antwort, «daß er in der Sonntagsschule der Baptisten regelmäßig Religionsunterricht erteilte und in der Kirche zu den zahlreichen Gottesdiensten die Plätze anwies und mit dem Klingelbeutel die Spenden einsammelte - ansonsten mied er die Öffentlichkeit, ging weder zu Gesellschaften noch ins Theater oder gar in ein Lokal, las nie ein Buch, es sei denn, er konnte etwas fürs Geschäft lernen. Seine Hauptbeschäftigung war es, neue Pläne zu schmieden, die ihn seinem Ziel näherbringen sollten. Das nächste Resultat dieser strategischen Überlegungen war die Gründung der «South Improvement Company». Selbst sein sonst recht nachsichtiger Biograph Steward Holbrook nannte diesen Schritt «den kühnsten und unverhülltesten Versuch von Piraterie», und tatsächlich läßt er sich allenfalls mit einigen der frühen Transaktionen der Rothschilds vergleichen. Die neue Gesellschaft ging zunächst nach dem gleichen Schema vor, das sich schon bei der Eroberung der Ölindustrie von Cleveland bewährt hatte. Sie handelte mit zwei großen Eisenbahngesellschaften Verträge aus, nach denen allen Öltransporten Rockefellers hohe Frachtnachlässe gewährt wurden. Außerdem erhielt John D. für jede Tonne Öl einer Konkurrenzfirma, deren Transport die Eisenbahnen durchführten, eine kleine «Entschädigung», und schließlich mußten sämtliche

Frachtbriefe seiner Konkurrenten Rockefeller zur Einsicht vorgelegt werden, damit er darüber informiert war, wem und zu welchem Preis sie ihr Öl verkauften. Als Gegenleistung bekamen die Eisenbahngesellschaften ein hohes, von der «Standard Oil Company» garantiertes Frachtvolumen, und daneben wurde den Direktoren der Bahnen die Entscheidung dadurch etwas erleichtert, daß sie oder ihre Söhne ein paar «Standard Oil-Gratisaktien bekamen.»

«Sie meinen, er hat sie bestochen?» warf Pat ein.

Mrs. Vandermeulen lächelte. «Aber nicht doch, das waren allenfalls kleine Aufmerksamkeiten unter Freunden - ähnlich den bescheidenen Zerstreungen, mit denen die Lockheed-Leute ihre Großkunden nach des Tages Mühen in gute Stimmung zu versetzen pflegten -, eine «Entscheidungshilfe» nennt man das, glaube ich, neuerdings. Es nützte John D. übrigens wenig, daß er diese für ihn so günstigen Verträge zum Abschluß bringen konnte, denn die Sache kam irgendwie heraus. Die Zeitungen tobten, und im Kongreß wurde eine Untersuchung eingeleitet. Am Ende wurde die «South Improvement Company» aus dem Handelsregister gestrichen, und ihre Direktoren erhielten einen strengen Verweis.»

«Sie werden sich nicht viel daraus gemacht haben», bemerkte Pat. «Und wie ging die Sache weiter? Ich vermute, daß Rockefeller diese Niederlage nicht einfach hinnahm.»

«Zunächst schien es so», berichtete Mrs. Vandermeulen weiter. «Jedenfalls verhielt er sich eine Weile lang ruhig, sogar als dann einer seiner gefährlichsten Konkurrenten, John D. Archbold, damit begann, zahlreiche kleine Ölgesellschaften zu einer Gruppe zu organisieren, die bald so stark war, daß sie der «Standard Oil Company» die Stirn bieten konnte. Aber kaum war diese Archbold-Gruppe durch eine Vielzahl von Verträgen zusammengeschmiedet, so daß es für die vielen kleinen Firmen kein Zurück mehr gab, da wurde offenbar, daß Archbold mit Rockefeller gemeinsame Sache gemacht hatte. Seine «unabhängige» Gruppe war in Wirklichkeit eine Tochtergesellschaft der «Standard Oil», die dadurch bereits 1871 zur größten Öltraffinerie-Gesellschaft der Welt wurde. Und in den

nächsten zwanzig Jahren ging es munter so weiter. Wer sich im amerikanischen Ölgeschäft der <Standard Oil> nicht beugen wollte, wurde vernichtet — entweder wirtschaftlich, zumeist durch den Frachtraten-Trick, oder auch physisch, wie die für Mindestlöhne streikenden Arbeiter, die von den Wachleuten der <Standard Oil> einfach zusammengeschoßen wurden - als <warnendes Beispiel>), wie John D. dazu bemerkte. Einmal wurde John Archbold überführt, jemanden dafür bezahlt zu haben, die Raffinerie eines störrischen Konkurrenten in Buffalo in die Luft zu sprengen. Er kam vor Gericht, wurde für schuldig befunden und zu 250 Dollar Geldstrafe verurteilt.»

«Mein Gott», rief Pat, «war der Richter bestochen?» «Ich weiß es nicht», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «aber es standen Hunderte von Wahlbeamten und zahlreiche Mitglieder des Kongresses auf den Gehaltslisten der <Standard Oil Company>. Weil davon ab und zu etwas durchsickerte, das von den Zeitungen dann zu Kampagnen gegen die Rockefeller-Methoden benutzt wurde, sicherte sich John D. gegen derartige Mißhelligkeiten durch einen raffinierten Trick. Er gründete eine Agentur, deren Schwesterfirma die umfangreichen Anzeigenaufträge der <Standard Oil> an die Presse vergab. Nur Zeitungen, die sich vertraglich verpflichteten, keine anderen Nachrichten und Artikel über den <Standard Oil>-Konzern zu verbreiten als die seiner Agentur, erhielten Inserate. Darüber hinaus kaufte sich John D. Aktienpakete einer ganzen Reihe von Lokalblättern in Gegenden, in denen er sonst eine besonders unfreundliche Presse hätte befürchten müssen. Als sich John D. 1896 mit erst siebenundfünfzig Jahren zur Ruhe setzte, war seine <Standard Oil> das größte Industrieunternehmen der Welt. Sie beherrschte nicht nur das Öl-geschäft in Nord- und Südamerika, sondern auch in der übrigen Welt. Rockefellers Privatvermögen betrug damals rund zweihundert Millionen Dollar, aber in den mehr als drei Jahrzehnten, die er im Ruhestand verbrachte, vermehrte es sich auf etliche Milliarden, denn das Zeitalter des Automobils hatte noch nicht begonnen, als sich John D. auf einen Landsitz in Tarrytown, New York, zurückzog und die Leitung des <Standard Oil>-Imperiums seinem einzigen Sohn, John D. Junior, übertrug, während seine vier Töchter, alle älter als Junior, mit

einflußreichen Männern der Finanzwelt und der Politik nach strategischen Gesichtspunkten verheiratet wurden, jede mit einem dicken Aktienpaket als Mitgift - und eine dieser Rockefeller-Töchter war meine erste Schwiegermutter - eine vortreffliche Frau, zumindest, was ihre geschäftlichen Ratschläge betraf.»

Ms. Vandermeulen hielt inne.

Pat wollte sie gerade etwas fragen, da läutete das Telefon. Es war Rechtsanwalt Dr. Gottlieb aus Düsseldorf, der sich erkundigte, ob sein Besuch zum Mittagessen erwünscht sei.

«Sie sind mir immer herzlich willkommen, Herr Doktor», hörte Pat Mrs. Vandermeulen in liebenswürdigstem Ton antworten. «Wenn es allerdings nur unser kleines Geschäft sein sollte, dessentwegen Sie mich besuchen wollen, Herr Rechtsanwalt, so brauchen Sie sich die Mühe nicht zu machen... Nein, nein, keine Sorge, ich bleibe bei meinem Angebot, und ich nehme an, daß Ihr werter Herr Mandant Sie bereits bevollmächtigt hat, es zu akzeptieren... Ja? Na, fein! Dann bleibt es also dabei: Sie übernehmen von mir die Aktien zum Tageskurs mit einem Aufschlag von 1,5 Millionen Dollar... Abgemacht! Ich habe bereits meine Bank in New York beauftragt, Ihrem Mandanten die Papiere bei gleichzeitiger Einzahlung des Kaufpreises auf mein Konto morgen sofort nach Börsenschluß auszuhändigen. Das persönliche Büro von Mr. David Rockefeller hat entsprechende Instruktionen... Ja, damit wäre die Sache den Wünschen Ihres Mandanten entsprechend geregelt!»

Sie lauschte auf Dr. Gottliebs Erwiderung. Es schien, daß er ihr telefonisch die Hände und vielleicht auch die Füße küßte, denn Mrs. Vandermeulen zog eine Grimasse, hielt einen Augenblick lang die Hand über die Sprechmuschel und sagte zu Pat: «Gleich wird er mir auch noch die hübsche Villa beschreiben, die er sich dank meines Entgegenkommens von seinem Erfolgshonorar kaufen wird!»

Dann gab sie die Sprechmuschel wieder frei, wartete noch einen Moment, bis der Redestrom vom anderen Ende der Leitung allmählich verebte, und sagte dann:

«Ich bin glücklich, auch Ihnen persönlich eine Freude gemacht zu haben, Herr Doktor! Übrigens, Ihr Herr Mandant sollte von

Ihnen noch auf eine Kleinigkeit aufmerksam gemacht werden, damit nicht am Ende doch noch Komplikationen entstehen. Es handelt sich um den Tageskurs, den Sie, wenn ich nicht irre, gestern abend auf 172 bezifferten. Das bezog sich aber auf den Stand von Donnerstag. Bei Wochenschluß lag der Kurs, wie ich vorhin in der Zeitung sah, bereits bei 296. Und wie mir Mr. David Rockefeller, der von solchen Dingen etwas versteht, versichert hat, wird der Kurs am Montag weiter steigen. Die Börse ist sonst zwar sehr still, aber gerade für diese Aktien besteht momentan, bei äußerst geringem Angebot, eine außergewöhnlich starke Nachfrage. Mr. Rockefeller schätzt, die Schlußkurse am Montag könnten über 400 liegen... Richtig, Herr Doktor, über 400, vielleicht sogar um 450 - aber das soll Ihre Sorge nicht sein!... Ganz meinerseits, und ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Sonntag, Herr Rechtsanwalt!»

Damit legte sie auf, schöpfte tief Luft und sagte zu Pat, die fasziniert zugehört hatte:

«Damit ist diese leidige Angelegenheit zufriedenstellend erledigt. Von dieser Seite her wird mich niemand mehr bedrängen, weder mit Zuckerbrot noch mit Peitsche, und auch «Perdita Poison» kann wieder zu ihrer normalen Beschäftigung zurückkehren. Wir haben es geschafft, meine Liebe. Der Nervenkrieg ist zu Ende!»

Pat gratulierte ihr artig, wobei sie dachte: «Zäh ist sie, das muß man ihr lassen! Aber ein bißchen stark ist es schon, daß sie von «wir» spricht, die es geschafft hätten - als wäre ich ihre Komplizin oder hätte auch nur einen Cent mitverdient! Aber, was soll's? Ich gönne ihr sogar diesen Triumph, bei dem sie mindestens zwei Millionen verdient hat...»

Als ob Mrs. Vandermeulen einige ihrer Gedanken erraten hätte, drückte sie jetzt zärtlich Pats Arm und flüsterte ihr in vertraulichem Ton zu:

«Sie wissen ja, was Sie jetzt zu tun haben?»

Und als Pat daraufhin nur verwirrt den Kopf schüttelte, erklärte sie ihr:

«Sie müssen Ihrer Bank sofort kabeln, was sie morgen früh an der Börse für sie kaufen und zu welchem Kurs sie es wieder

verkaufen soll! Ich werde am besten das Telegramm für Sie aufsetzen, damit nichts schiefgeht.»

«Cornelia!» rief Pat und mußte lachen. «Es gibt zwar ein Gehaltskonto auf den Namen Patricia Rosenblatt, und es ist sogar bei der Chase Manhattan Bank. Aber im Augenblick beträgt mein Guthaben genau vierundzwanzig Dollar und siebzehn Cents, und da ich kurz vor dem Abflug nach Europa noch so leichtsinnig war, einen Rock für 39,90 zu kaufen und mit einem Scheck zu bezahlen, so werde ich morgen wohl mit 15,73 Dollar bei der Chase Manhattan in der Kreide stehen -hoffentlich bin ich Mr. David Rockefeller noch gut für diesen Betrag, zumindest bis Ultimo.»

«Ach, machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Pat», erwiderte Mrs. Vandermeulen ganz ernsthaft, «notfalls werde ich für Sie gutsagen- Sie haben mir schließlich das Leben gerettet!»

Pat war froh, daß sie darauf nichts zu erwidern brauchte, weil es gerade an der Tür klopfte. Es war Wellem. «Es ist zwölf Uhr, Madame, ich sollte mich um diese Zeit nach Ihren Wünschen erkundigen.»

«Richtig -» Mrs. Vandermeulen faßte sich an den Kopf -«wie konnte ich das nur vergessen! - Nun, das meiste hat sich glücklicherweise erledigt - es besteht keine unmittelbare Gefahr mehr... und auch keine Eile. Ich denke, daß ich mich bis fünfzehn Uhr entschieden haben werde. Sie haben ja die Fahrkarten, und ich nehme an, der Wagen ist auch fertig?»

Wellem bestätigte beides und wurde von Mrs. Vandermeulen weggeschickt mit dem Auftrag, sich in drei Stunden wieder einzufinden und in der Zwischenzeit zu Mittag zu essen. Den Bentley sollte er derweilen an einer schattigen Stelle parken.

«Junior hat ihn mir geschenkt - ein paar Monate vor seinem Tod im Jahre 1960», sagte Mrs. Vandermeulen, nachdem Wellem gegangen war. Pat, die aus dem Fenster geschaut und ein Eichhörnchen beobachtet hatte, sah sich erstaunt um.

«Wellem? Ein Geschenk von Junior!?» rief sie.

«Nicht Wellem, sondern das Auto», korrigierte Mrs. Vandermeulen schmunzelnd. «Er hat nahezu alles verschenkt, was er hatte, und das war wahrlich eine Menge! Etliche hundert

Millionen Dollar verschenkte er zu Lebzeiten an seine Kinder, und ähnlich große Summen bekamen die diversen Rockefeller-Stiftungen, wobei sich die Familie allerdings das Stimmrecht, das mit den weggeschenkten Aktienpaketen verbunden war, unwiderruflich zurückübertragen ließ und außerdem allein darüber entschied, welche Projekte und Personen von den Stiftungen gefördert wurden. Es war im wesentlichen nur eine Public-Relations-Maßnahme, mit der der schlechte Ruf der Rockefellers verbessert werden sollte, zugleich eine gute Methode, um Steuern zu sparen. Beides war dringend nötig, vor allem ein Aufpolieren des ramponierten Rufs der Familie, wobei dieser am meisten durch das Massaker von Ludlow gelitten hatte.»

«Ludlow?» fragte Pat. «Wo liegt das denn?»

«Sehen Sie, Kindchen», erklärte Mrs. Vandermeulen, «so hervorragend haben die Public Relations-Leute der Rockefellers gearbeitet! Und dabei sprach man damals in den USA zwei Jahre lang von nichts anderem. Das war 1913/14, und das Ganze spielte sich in Colorado ab, wo damals etwa zehntausend Bergleute der zum Rockefeller-Konzern gehörenden Unternehmen in einen Streik traten. Sie protestierten damit gegen die Hungerlöhne, die langen Arbeitszeiten, unzulänglichen Sicherheitsvorkehrungen und menschenunwürdigen Arbeits- und Wohnbedingungen. Junior kümmerte sich zunächst nicht um den Streik, der nach Meinung der Direktion <von außen> organisiert worden war...» Mrs. Vandermeulen hüstelte. «Junior gab alle Schuld den <Revolverjournalisten>, wie er sie nannte, die in der Presse auf die Mißstände hingewiesen hatten. Er ließ zusätzliche Firmenpolizisten einstellen, die von einem Rockefeller-Angestellten, der der Sheriff des Bezirks war, als Hilfssheriffs vereidigt wurden und Gewehre erhielten, mit denen sie ohne Anlaß oder Warnung die Versammlungen der Streikenden beschossen und mehrere Arbeiter töteten. Doch das verstärkte nur noch die Entschlossenheit der Bergleute, den Streik fortzusetzen. Junior brachte daraufhin die letzte noch nicht von ihm abhängige Zeitung in Colorado mit gewaltigen Anzeigenaufträgen auf seine Seite und entfachte dann eine Pressekampagne gegen die Streikenden, die den Gouverneur dazu bewog, die Staatsmiliz zu

Hilfe zu schicken, die zunächst Hunderte von Bergleuten und Sympathisanten unter allerlei Vorwänden festnahm, mißhandelte und in die Gefängnisse sperrte, manche bis zu einem halben Jahr, ohne daß Anklage erhoben werden konnte. Als der Streik dennoch weiterging und schon sieben Monate dauerte, wurde Junior nach Washington vor einen Ausschuß des Repräsentantenhauses zitiert. Er wies alle Vorwürfe zurück und erklärte, es gäbe keinen Anlaß, auf die Forderungen der Arbeiter einzugehen. Das Ganze sei von Außenstehenden nur zum Zweck seiner Diffamierung organisiert. Seine treuen Bergleute wären mit ihren Arbeitsbedingungen vollauf zufrieden. Als diese angeblich Zufriedenen aber weiter streikten, schossen am 20. April 1914 die Milizsoldaten mit Maschinengewehren in die Menge, töteten einige Bergleute und verwundeten mehr als ein Dutzend schwer. Doch das war nur der Anfang, denn nach diesem Feuerüberfall stürmte die Miliz das Bergarbeiterlager und zündete es an. Elf Kinder und zwei Frauen fanden dabei den Tod. Doch auch der Sturm der Entrüstung, der sich dann im ganzen Land erhob, konnte Junior nicht zum Einlenken bewegen. Die Arbeiter mußten schließlich, nach fünfzehn Monaten, den Streik abbrechen, ohne auch nur eine ihrer Forderungen durchgesetzt zu haben... - verstehen Sie jetzt, Kindchen, warum Junior dann sehr viel Geld für Public Relations ausgeben mußte?»

«Allerdings», meinte Pat, «aber es scheint, daß das Familienvermögen dadurch nicht kleiner geworden ist.»

«Ganz im Gegenteil», bestätigte Mrs. Vandermeulen, «es hat sich, zumal durch die beiden Weltkriege, noch enorm vergrößert, und heute steht, allen Anti-Trust-Gesetzen zum Trotz, das Rockefeller-Imperium größer und mächtiger da als je zuvor!»

Sie griff nach der Zeitung.

Offenbar wollte sie Pat auf eine Meldung aufmerksam machen, die die Richtigkeit ihrer Feststellung bestätigte, aber da läutete wieder das Telefon.

Diesmal war der Anruf für Pat.

Es war Mike Levyson, der sie sprechen wollte, und nachdem Pat sich ein paar Minuten lang angehört hatte, worum es ihm ging, versprach sie, in der nächsten halben Stunde zurückzurufen.

«Mike läßt fragen», erklärte sie Mrs. Vandermeulen, nachdem

sie aufgelegt hatte, «ob Sie ihm wohl freundlicher Weise jene Unterlagen leihweise überlassen könnten, aus denen Sie uns gestern vorgelesen haben. Er würde sich gern einiges davon abschreiben...»

Sie brach ab, denn sie sah, daß Mrs. Vandermeulen plötzlich ein sehr ablehnendes Gesicht machte.

«Das geht wirklich nicht», sagte die alte Dame, und es klang etwas ärgerlich. «Es wäre ein Vertrauensbruch gegenüber meinem alten Freund, dem Oberst...»

«Aber», begann Pat, «Sie haben uns doch...»

«Ach was», wurde sie von Mrs. Vandermeulen unterbrochen, «das war gestern und hatte auch nichts weiter zu bedeuten. Jedenfalls kann weder Mike noch Jimmy diese vagen mündlichen Andeutungen journalistisch verwerten. Das würde den Jungen nur Ärger machen — abgesehen davon, daß ich ziemlich sicher bin, ihre Zeitung interessiert sich gar nicht mehr dafür!»

«Also, jetzt begreife ich überhaupt nichts mehr!» erklärte Pat, völlig verwirrt. «Gestern waren Sie doch noch in dieser Sache eindeutig für eine Aufklärung...»

Mrs. Vandermeulen sah ein, daß sie Pat ihren plötzlichen Sinneswandel doch ein wenig erläutern mußte.

«Sehen Sie», sagte sie nach kurzem Nachdenken - und es klang, als bitte sie um Pats Verständnis -, «ich habe auch darüber mit David gesprochen, und er hat mir ein paar Ratschläge gegeben, die ich mich entschlossen habe zu beherzigen...»

«Ach, so ist das...!» rief Pat aus und ließ sich in einen Sessel fallen. Plötzlich war ihr einiges klargeworden.

11. «Entscheidungen von großer Tragweite»

«Nelson ist zweifellos ein netter, gutaussehender Mann», sagte Mrs. Vandermeulen, «aber als Bürgerin des Staates New York hätte ich ihn nicht gewählt!»

Sie saßen im Salon des Appartements der alten Dame beim Mittagessen, und Mrs. Vandermeulen war dabei, ihren Sinneswandel in Sachen Aufklärung der Lockheed-Angelegenheit zu erläutern, wobei sie weit ausgeholt hatte und Pat zunächst klarzumachen versuchte, wie die amerikanische Innenpolitik funktioniert. Als erstes Beispiel hatte sie sich Nelson Rockefeller ausgesucht, den Enkel des alten John D. und Bruder des Chase-Manhattan-Chefs David, der so viele Jahre lang Gouverneur des Staates New York gewesen war und seit <Tricky Dicky> Nixons Sturz unter dessen Nachfolger Gerald Ford das Amt des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten übernommen hatte.

«Was haben Sie gegen <Rocky>?» fragte Pat.

«Als er 1959 zum erstenmal Gouverneur wurde, hätte ich ihm auch meine Stimme gegeben», sagte sie, «denn er hatte ja versprochen, die Steuern nicht zu erhöhen. Er tat es dann doch, und schon deshalb wäre ich 1962 gegen seine Wiederwahl gewesen, obwohl er erneut beteuerte, er werde sein Äußerstes tun, um die Steuern niedrig zu halten.»

«Ich meine mich zu erinnern», entgegnete Pat, «daß die Steuern nach 1962 nicht um einen Cent erhöht worden sind...»

«Gewiß», fiel ihr Mrs. Vandermeulen ins Wort, «die Körperschaftssteuer, die nur die großen Unternehmen betrifft, ist so niedrig geblieben, wie sie war. Aber dafür ist die fünfprozentige Verkaufssteuer eingeführt worden, die alle Verbraucher trifft und eindeutig zu Lasten der Armen geht. - Die einzigen, die die Verkaufssteuer nicht zu bezahlen brauchen, sind die Rockefellers», fuhr Mrs. Vandermeulen nach einer Pause fort, «sie haben eine Ausnahmegenehmigung für die Greenrock Corporation, eine Firma, die angeblich nur dem Zwischenhandel dient, aber tatsächlich alles im Großen einkauft, was die Familie

benötigt und keine anderen Kunden hat als die Rockefellers.»

«Wirklich?» staunte Pat, und Mrs. Vandermeulen fuhr fort: «Von solcher Pfennigfuchserie zu Lasten der Allgemeinheit einmal abgesehen, hat sich Nelson als Gouverneur zwar wiederholt für die Reinerhaltung der Luft ausgesprochen, aber wenn es um praktische Maßnahmen ging, energisch für die <Consolidated Edison Company> Partei ergriffen und diesen größten Luftverschmutzer New Yorks weiter seinen Dreck in den Himmel pusten lassen - verzeihen Sie diese Ausdrucksweise, Pat. Aber dazu kommt noch, daß Nelson und seine Kinder die Großaktionäre der <Con Edison Company> sind, die ganz New York mit Strom versorgt...»

«Ich erinnere mich», sagte Pat, «daß davon tatsächlich die Rede war und daß <Rocky> bei seiner Rede zum Umweltschutztag 1970 mit Buhrufen und Pfiffen bedacht wurde...» «Ja», rief Mrs. Vandermeulen triumphierend, «und man hat sich auch darüber aufgeregt, daß er für 250 Millionen Dollar eine Autobahn bauen ließ, die nur zur Erschließung der nördlichen Rockefeller-Besitzungen dient und zu nichts sonst. Er hat durchgesetzt, daß der Steueranteil der Großbetriebe von über fünfundzwanzig auf weniger als vierzehn Prozent zurückgehen konnte, und er hat mit Zähnen und Klauen die Einkommensteuergesetze verteidigt, die für Einkommen über 23 000 Dollar jährlich keine Steigerung des Steuersatzes vorsehen. Er ist für die Fortsetzung des Vietnam-Kriegs eingetreten, hat jede neue Militärjunta in Lateinamerika als stabilisierenden Faktor begrüßt und war 1969 im Staat New York der Hauptverantwortliche für die Kürzung der Sozialausgaben, des Erziehungsbudgets und der Mittel für die Stadtsanierung. Aber trotzdem wurde er 1970 wiedergewählt - das ist der Punkt, auf den ich hinauswill!»

«Und was wollen Sie damit beweisen, Cornelia?» «Daß ein Rockefeller praktisch machen kann, was er will! Wenn er es sich in den Kopf gesetzt hat, Gouverneur von New York zu werden und zu bleiben, dann wird und bleibt er es, ganz gleich, ob er seine Versprechungen hält oder nicht. Und wenn er schließlich nach zwanzig Jahren seinen Posten aufgibt, dann nur, um Vizepräsident der USA zu werden... - Nelsons Neffe, John D.

Rockefeller IV, genannt ‹Jay›, fährt gegenwärtig mit seinem Lincoln Continental durch West-Virginia, einen der ärmsten Staaten, prahlt mit seinem Geld und erzählt den Leuten, er beabsichtige, ihr Gouverneur zu werden — und ich wette, er wird es !*»

* ‹Jay› Rockefeller wurde 1976 mit Zwei-Drittel-Mehrheit zum Gouverneur von West-Virginia gewählt. Er gab für den Wahlkampf 3 Millionen Dollar aus.

«Warum kaufen sich die Rockefellers nicht ins Weiße Haus ein?» fragte Pat. «Oder wird Nelson ohnehin der Nachfolger von Präsident Ford?»

Mrs. Vandermeulen schüttelte den Kopf.

«Ich glaube nicht, daß Nelson der nächste Präsident wird - die Sippe hat sich bereits auf einen anderen festgelegt. Aber er wird trotzdem einer der einflußreichsten Männer in Washington bleiben - ohne Nelson Rockefeller ist nicht zu regieren! Außerdem hält die Familie seit Jahrzehnten alle wichtigen Schalthebel in Washington mit ihren Leuten besetzt: Henry Kissinger war, ehe ihn Nixon an die Spitze des State Departments und der wichtigsten Lenkungsausschüsse setzte, Chef von Nelsons ‹Gehirn-Trust›; Dean Rusk, einer seiner Vorgänger und wahrscheinlich der außenpolitische Berater des nächsten Präsidenten, war vorher Chef der Rockefeller Foundation. Und auch alle anderen Außenminister, Unterstaatssekretäre im State Department und Chef-Berater der Präsidenten waren mit den Rockefellers auf die eine oder andere Weise eng verbunden.»

«Sie kennen sich wirklich fabelhaft aus, Cornelia!» rief Pat. «Wissen Sie denn auch schon, wen die amerikanischen Bürger im kommenden Herbst in freier, selbständiger Entscheidung zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten wählen werden?» Sie lachte, und es sollte ironisch klingen.

«Nun, ich *weiß* es natürlich nicht», erwiderte Mrs. Vandermeulen ganz ernsthaft, «aber ich vermute, daß Gerald Ford es nicht noch einmal schaffen wird, obwohl er als aktiver Bilderberger eigentlich von der Familie Rockefeller unterstützt werden müßte. Aber David hat sich, glaube ich, anders entschieden. Er setzte sich für James Earl Carter ein, den derzeitigen Gouverneur von Georgia, und der wird das Rennen

wohl machen...»

«James Earl Carter...? Der Name sagt mir gar nichts!» meinte Pat.

«Nein», erwiderte darauf Mrs. Vandermeulen lächelnd, «Jimmy, wie er sich nennt, legt sogar großen Wert darauf, als unbekannter Selfmademan anzutreten, als einfacher Erdnußfarmer und Interessenvertreter der «kleinen Leute», womit er die untere Mittelklasse meint. Dabei ist dieser Carter mindestens zehnfacher Millionär, und er hat das große Geld hinter sich. Er kam 1972 durch Milton Katz, einen Spitzenmann der CIA, der auch aktiver Bilderberger ist, mit David Rockefeller in Kontakt. Und nach einem gemeinsamen Abendessen in London im Spätherbst 1973 meinte David, dieser Jimmy Carter sei genau der richtige Mann für das Weiße Haus. David nahm Jimmy dann in seine *Trilateral Commission* auf, jenen dreiseitigen, privaten Lenkungsausschuß, der fast nur aus Bilderbergern besteht und der die Politik der USA und Kanadas mit der Westeuropas und Japans koordiniert. Und in dieser *Trilateral Commission* sitzen auch die zukünftigen Chefberater eines etwaigen Präsidenten Jimmy Carter. Soweit es um die Weltpolitik geht, werden vermutlich George W. Ball, der frühere UN-Botschafter, Cyrus Vance und Zbigniew Brzezinski das Sagen haben...»

«Was ist das für ein zungenbrecherischer Name, den Sie als letzten nannten, Cornelia?»

«Zbig, wie er kurz genannt wird, ist in Polen geboren, war Kanadier und ist jetzt amerikanischer Staatsbürger. Er ist der Direktor von Davids *Trilateral Commission* und selbstverständlich auch ein erprobter Bilderberger. Er ist Davids Favorit für den Posten des Chefs des Nationalen Sicherheitsrats, wogegen Cyrus Vance als neuer Leiter des State Departments vorgesehen ist - der arme Henry!»

Mrs. Vandermeulen seufzte, und Pat erinnerte sich, daß Henry Kissinger ja nicht nur Außenminister, sondern auch zugleich Chef des Sicherheitsrats war.

«Okay, Cornelia», sagte sie und schob ihren Teller beiseite, «Sie haben mich davon überzeugt, daß in unserer vorbildlichen Demokratie nicht die Wähler entscheiden und auch nicht die

gewählten Mitglieder des Kongresses, sondern ein paar Leute mit sehr viel Geld. Aber was hat das mit *Ihrer* Meinungsänderung in der Lockheed-Angelegenheit zu tun?»

Mrs. Vandermeulen antwortete nicht gleich.

«Nehmen Sie auch ein Dessert, Pat? Ja?» erkundigte sie sich zunächst und bestellte dann telefonisch zwei Portionen Erdbeeren mit Schlagsahne und Kaffee.

Dann setzte sich die alte Dame wieder, überlegte einen Augenblick und meinte schließlich mit einem leisen, kaum hörbaren Seufzer:

«Meine Meinung habe ich überhaupt nicht geändert. Indessen ist mir jetzt klargeworden, daß es nicht opportun wäre, bestimmte Dinge so weiter zu verfolgen wie bisher und damit möglicherweise Entwicklungen auszulösen, deren Resultat wenig wünschenswert sein könnte... Wie heißt doch das Sprichwort von den schlafenden Hunden?»

«Man soll sie nicht unnötig wecken», erwiderte Pat lächelnd. «Aber können Sie mir nicht etwas deutlicher sagen, was Sie damit meinen?»

«Nun», begann Mrs. Vandermeulen zögernd, «ich habe da etwas angefangen, das meine Kräfte zu übersteigen beginnt. Ich wollte erst Bernhard, der ja bestimmte Leute ganz gut kennt, um seine freundschaftliche Vermittlung bitten - das hätte bestimmt geklappt! Aber Sie wissen ja, Pat, welches Gespräch wir zufällig mithörten, und auch mein Freund, der Oberst, mußte es mir bestätigen — gerade der Prinz ist jetzt der letzte, der mir in dieser Sache behilflich sein kann. Aber, wie der Zufall es wollte, war es letztlich dann doch der liebe Bernhard, der mir, ohne es selbst zu wissen, weitergeholfen und die Sache vermittelt hat. Denn sein deutscher Gast...»

«Ich muß Ihnen etwas gestehen, Cornelia», fiel ihr Pat ins Wort, «ich habe vorhin Ihr Gespräch mit ihm teilweise mitgehört - natürlich unabsichtlich! Die Innentür war nämlich nur angelehnt...»

Mrs. Vandermeulen schien zunächst sehr erschrocken, doch nachdem sie einen Augenblick lang nachgedacht und Pat forschend angesehen hatte, faßte sie sich sehr rasch.

«Gut - nun wissen Sie also Bescheid, Kindchen», sagte sie, und es klang wieder ganz freundlich. «Ja, ich habe die Liste der Leute, die von Lockheed das viele Geld bekommen haben - sie ist zwar nicht ganz vollständig, zum Beispiel fehlt Holland darauf und seltsamerweise auch die Bundesrepublik Deutschland —, aber sie scheint dennoch enorme politische Bedeutung zu haben - weit mehr, als ich ahnen konnte! Sonst hätte er ja nicht sofort angebissen und ein so hohes Angebot gemacht.»

«Ich kann mir noch immer nicht vorstellen, Cornelia», meinte Pat, «daß dieser Liste so große politische Bedeutung zukommen soll. Gibt es dafür konkrete Anhaltspunkte?»

«Allerdings», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «zum Beispiel die Tatsache, daß bei uns in den USA im Herbst ein neuer Präsident gewählt wird, und sollte er Jimmy Carter heißen, dann wäre zu bedenken, daß auch er früher mit Lockheed zu tun gehabt hat - er reiste für die Firma durch Lateinamerika, und dort finden viele Politiker, daß öffentliche Ämter in erster Linie ihrer persönlichen Bereicherung zu dienen haben -jedenfalls hat mir David davon erzählt, und er kennt sich dort aus... Aber nicht nur in den USA sind im Herbst Neuwahlen! Auch in Westdeutschland, Japan und anderen verbündeten Ländern werden neue Parlamente gewählt. Und nun nehmen wir einmal, rein hypothetisch, an, eine politische Partei würde vor der Weltöffentlichkeit bis auf die Knochen kompromittiert. Stellen wir uns beispielsweise vor, es käme ans Tageslicht, daß ein für die nationale Sicherheit eines Landes und für die gesamte NATO-Strategie entscheidend wichtiges Rüstungsprojekt, das sich dann als katastrophale Fehlinvestition erwiesen hätte, unter - sagen wir: sachfremden Gesichtspunkten realisiert worden wäre, ohne Rücksicht auf militärische Brauchbarkeit, unter Mißachtung aller Vorschriften und Regeln sowie unter leichtfertiger Opferung zahlreicher Menschenleben - können Sie sich vorstellen, Pat, daß eine solche Enthüllung Auswirkungen auf das Wahlergebnis hätte?» Pat lachte.

«Allerdings könnte ich das! Bei uns wäre eine solche Partei doch erledigt! Und anderswo müßte es doch ähnlich sein -oder?»

«Gewiß», bestätigte Mrs. Vandermeulen, «obwohl ich mir habe

sagen lassen, daß zum Beispiel in einigen Gegenden Deutschlands in einem solchen Falle eher sogar das Gegenteil eintreten könnte - infolge von Trotzreaktionen und aus Mißtrauen gegenüber Enthüllungen, die von außerhalb, zumal aus Amerika, kommen... Doch im Endergebnis würde die betreffende Partei sicherlich starke Einbußen haben, und wenn wir nun - wiederum rein theoretisch - einmal annehmen, daß gerade diese Partei die tragende Säule einer bestimmten Politik ist, einer auf Abschreckung und Konfrontation ausgerichteten Strategie gegenüber einem anderen Machtblock, so müßte ihre Wahlniederlage etliche, für ihre Freunde und Gönner in Washington und Wall Street möglicherweise sehr nachteilige Folgen haben. Es könnten Verschiebungen bewirkt werden, die einem Erdbeben gleichkämen — und das vielleicht sogar in der Bundesrepublik, Amerikas wichtigstem, stärkstem und stabilstem Partner in einem weltweiten Bündnissystem! Mit etwas Phantasie kann man sich ausmalen, welche weit über Deutschland hinausreichenden Konsequenzen sich vielleicht ergeben würden, und ich denke mir, nicht nur David und seine Berater, sondern auch viele Leute im State Department, im Pentagon und an der Spitze der CIA hätten dann schlaflose Nächte.»

Pat hatte aufmerksam zugehört, und sie dachte zunächst einen Augenblick lang nach über das, was die alte Dame ihr so dramatisch geschildert hatte.

Mrs. Vandermeulen beobachtete sie schweigend und löffelte dabei genüßlich ihre Erdbeeren mit Schlagsahne.

«So gesehen», meinte Pat schließlich, «hätten doch die Watergate-Enthüllungen, die sogar zum Sturz des Präsidenten der USA geführt haben, erst recht nicht stattfinden dürfen.»

Mrs. Vandermeulen schien darauf etwas entgegnen zu wollen, doch sie kam nicht dazu, denn Pat fuhr fort:

«Und wenn man die ganze Sache einmal von der anderen Seite aus betrachtet, dann wäre es doch die logische Konsequenz aus einer solchen Hypothese, daß sich die Politik der USA oder zumindest die einiger sehr mächtiger Gruppen in den Vereinigten Staaten ausgerechnet auf solche ausländischen Politiker und Militärs stützt, die sich als verantwortungslos, unfähig, eigensüchtig, völlig korrupt und in hohem Maße erpreßbar

erwiesen haben - vielmehr erwiesen *hätten*, nicht wahr, Cornelia?»

Ein Klopfen an der Tür enthob Mrs. Vandermeulen einer Antwort. Es war der deutsche Herr, der dann eintrat, jetzt nicht mehr im Jagdanzug, sondern in einem dunkelblauen Zweireiher. Er trug einen Aktenkoffer bei sich. Er schien es sehr eilig zu haben, denn schon während er noch die Tür schloß, sagte er:

«Ich kann das Angebot verdoppeln, Madam! Zwei Millionen Dollar - aber das ist auch unser letztes...»

Er brach erschrocken ab, als er bemerkte, daß Mrs. Vandermeulen nicht allein war.

«Sie können ruhig weitersprechen», beruhigte ihn die alte Dame, «das ist meine Enkelin Patricia.»

«Angenehm», sagte der deutsche Herr mit einer knappen Verbeugung und fuhr dann, ohne Pat weiter zu beachten, eilig fort:

«Ich wollte sagen: Zwei Millionen Dollar in bar sind unser letztes Wort. « Er beobachtete sie gespannt und wartete ungeduldig auf eine Antwort.

Mrs. Vandermeulen warf Pat einen raschen Blick zu. Dann erklärte sie langsam und sehr würdevoll:

«Damit keine Mißverständnisse entstehen, mein Herr: Ich möchte überhaupt kein Geld! Ich finde, in dieser Angelegenheit haben sich schon genügend Leute dadurch kompromittiert, daß sie nicht vorsichtig genug waren...»

Und als sie sah, daß er ihr etwas entgegnen wollte, fuhr sie rasch fort:

«Gewiß, der eine oder andere der besonders guten Freunde von Lockheed mag auch feinere Methoden und Wege gefunden haben... Wir wollen doch nichts anderes, als uns gegenseitig Gefälligkeiten erweisen, nicht wahr?»

Sie bemerkte, daß Pat sie fassungslos anstarrte, und mußte lächeln. Der deutsche Herr hingegen schien ungeduldig zu werden.

«Akzeptieren Sie nun - oder nicht?»

«Langsam», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «Sie sollen Ihre Liste ja bekommen - und zwar als Geschenk! Ich habe meiner

Bank in Zürich Anweisung gegeben, sie Ihnen ohne Gegenleistung und irgendwelche Fragen anstandslos auszuhändigen, sobald das verabredete Zeichen gegeben wird...»

«Welches Zeichen?» Der deutsche Herr war sehr aufgeregt.

«Sehen Sie», fuhr Mrs. Vandermeulen fort, «meine verstorbene Mutter war so unvorsichtig, noch kurz vor ihrem Tode ein Paket Kingala-Kupferminen-Aktien zu kaufen. Sie konnte die Entwicklung in Zentralafrika nicht voraussehen... Ich habe diese Aktien geerbt, und nun warte ich darauf, daß sie einen Kurs von 250 erreichen...»

«Ich verstehe noch nicht», unterbrach sie der deutsche Herr, «was das damit zu tun hat. Sie sprachen doch von einem Zeichen...»

«Gewiß», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «wenn meine Kingalas zu 250 oder darüber gehandelt werden, gibt meine Bank die gewünschten Unterlagen an Sie ab - das ist doch ganz einfach, oder nicht?»

«Und wie stehen diese Papiere gegenwärtig?» erkundigte sich der deutsche Herr etwas unsicher.

«Sie werden kaum noch gehandelt», gab Mrs. Vandermeulen zur Antwort, und es klang etwas melancholisch. «Die letzte Notierung, an die ich mich erinnere, war 13,87 - aber das ist schon ein halbes Jahr her, und es steht zu befürchten, daß sie sich seitdem noch ein wenig verschlechtert haben.»

Der deutsche Herr schien immer noch nicht ganz zu begreifen.

«Nehmen wir einmal an», fuhr Mrs. Vandermeulen mit leisem Seufzen fort, «es entstünde in den nächsten Wochen eine gewisse Nachfrage nach Kingala-Kupferminen-Aktien, vielleicht durch Gerüchte über neue Funde oder auch über einen bevorstehenden Offiziersputsch und eine dann mögliche Reprivatisierung der jetzt leider noch enteigneten Bergwerke -also, ich könnte mir vorstellen, daß meine Kingalas dann eine gewaltige Hausse erleben und sehr schnell jene 250er Marke erreichen, wie wir es uns beide so sehr wünschen, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen. Ohne, daß wir uns noch einmal zu begegnen brauchen und ohne die Spur einer Verbindung zwischen uns, hätten Sie Ihre Liste und ich einen hübschen Gewinn, den ich auf etwa zwei Millionen Dollar schätze, während derjenige, der für die Hausse

sorgt, kaum die Hälfte dafür aufzuwenden braucht.»

«Donnerwetter», rief der deutsche Herr, der ihr mit wachsendem Erstaunen zugehört hatte, «also wirklich, meinen Respekt, Madam! - Es wird allerdings ein paar Wochen dauern...»

«Das macht nichts», erwiderte Mrs. Vandermeulen freundlich, «die Anweisung an meine Bank ist unwiderruflich. Hier ist der Durchschlag davon - Sie nehmen ihn besser an sich.»

Sie reichte ihm ein Papier, und er verabschiedete sich eilig, offenbar sehr erleichtert über den Ausgang der Unterhaltung.

«Ja, und nun, Kindchen, wird es Zeit, daß ich mich entscheide, wohin wir heute fahren. Port Ercole und die hübsche Besitzung <Zum glücklichen Elefanten> scheiden aus - ich mag keine Verlierer. Ich glaube, ich werde den Nachtzug nach Paris nehmen und Edmond besuchen. Ich hoffe sehr, Sie begleiten mich, Pat!?»

Aber Pat schüttelte den Kopf.

«Es ist zwar sehr verlockend, Cornelia», meinte sie dann, «und die drei Tage, die ich mit Ihnen verbringen durfte, waren für mich sehr spannend und ungemein informativ - ich habe sehr viel gelernt, das ich erst noch verdauen muß. Aber ich möchte meine Zusagen halten und den Kongreß nicht versäumen. »

Mrs. Vandermeulen wollte eine Bemerkung machen, unterdrückte sie jedoch. Erst nach einer kleinen Pause sagte sie, betont herzlich:

«Ich will Sie nicht bedrängen, aber mein Angebot bleibt bestehen, und ich würde mich freuen, wenn Sie es sich in den nächsten zwei Stunden noch einmal anders überlegen - die Gelegenheit, einen Mann wie Edmond kennenzulernen, hat man nicht allzu häufig.»

«Ich werde es mir durch den Kopf gehen lassen, Cornelia», erwiderte Pat. «Auf jeden Fall bringe ich Sie an den Zug!»

«Beides freut mich sehr, und bedenken Sie, daß Sie ihm bestimmt gut gefallen werden - dessen bin ich ganz sicher!»

«Eine Frage hätte ich noch, Cornelia», sagte Pat, «warum sind Sie so sicher, daß Prinz Bernhard stürzen wird? Dann scheint es doch mit der Macht der Bilderberger nicht gar so weit her zu sein, wenn sie nicht einmal ihren eigenen Präsidenten schützen können!» Die alte Dame lächelte.

«Die Geld-Elite, die im Kreis der Bilderberger die wirkliche Macht verkörpert - die anderen sind ihr Management oder gar nur Staffage -, vertritt die Auffassung, daß *politische Entscheidungen von großer Tragweite nur selten von der Öffentlichkeit verstanden werden*», vielleicht, weil die Völker so ganz andere Interessen haben. Jedenfalls hat es David einmal so formuliert- oder formulieren lassen. Er und die wenigen anderen, die sich als seinesgleichen betrachten können, zum Beispiel der liebe Edmond und in etwas geringerem Maße Leute wie Giovanni Agnelli oder Marcus Wallenberg, der schwedische Krösus, sind sehr selbstbewußt und werden äußerst selten von Zweifeln an ihrer eigenen Unfehlbarkeit befallen. Sie verstehen sich als die eigentliche, von keinem Parlament kontrollierte, niemandem verantwortliche Regierung der Welt, zumindest des Einflußbereichs der USA...» «Du meine Güte!» rief Pat. «Glauben sie das wirklich?» «Gewiß», erwiderte Mrs. Vandermeulen, «und die Tatsachen geben ihnen zweifellos recht. Übrigens, was den armen Bernhard betrifft, so nehmen ihn die Bilderberger nicht so wichtig. Er gehört zur Staffage, und da in Holland die Anforderungen an die Integrität eines nationalen Repräsentanten entschieden höher sind als anderswo» - sie warf Pat einen raschen Blick zu, der zu besagen schien: «Wir wissen ja wohl beide, was damit gemeint ist?!» -, «muß Bernhard wohl bald alle Ämter niederlegen. Dafür ist andererseits sichergestellt, daß das Königtum der Oranien-Nassauer keinen Schaden nimmt und die holländische Monarchie erhalten bleibt.»

12. Positive Bilanz eines Wochenendes

Der Nachtexpress Amsterdam-Paris hatte in Utrecht nur kurzen Aufenthalt. Sie waren deshalb vorsorglich schon ein paar Minuten eher auf dem Bahnsteig eingetroffen. Wellem, der Mrs. Vandermeulens kleinen Nachtkoffer nur im Schlafwagenabteil verstauen und dann samt dem großen Gepäck mit dem Bentley nachkommen sollte, hielt sich diskret im Hintergrund. Er achtete auch auf Pats Koffer, den sie mitgebracht hatte, denn zehn Minuten nach der Abfahrt des Amsterdam-Paris-Express ging noch ein günstiger Abendzug nach Amsterdam.

«Haben Sie sich schon entschieden», hörte Pat Mrs. Vandermeulen fragen.

Sie war tief in Gedanken gewesen und erwiderte, noch etwas verwirrt:

«Also, ehrlich gestanden, Cornelia, ich bin noch immer ungeschlüssig - zumal, wenn ich an mein überzogenes Konto denke! Denn ich möchte auf gar keinen Fall...»

«Gut, daß Sie mich daran erinnern, Pat», fiel ihr Mrs. Vandermeulen ins Wort, «ich hätte es beinahe vergessen! Erschrecken Sie nicht, wenn Sie Ihren nächsten Kontoauszug von der Chase Manhattan Bank bekommen - Sie werden darauf mit etwa achtzigtausend Dollar im Soll stehen...»

«Ach, du meine Güte!» rief Pat. Sie wollte noch etwas sagen, aber Mrs. Vandermeulen machte eine Handbewegung, die das gewaltige Defizit zu einer Bagatelle erklärte.

«Ich büрге ja dafür», sagte sie, «und es ist ja auch nur für ein, zwei Tage! Am Dienstag bekommen Sie dann eine Gutschrift, und dann werden Sie mit mindestens fünfzigtausend Dollar im Plus sein. Ich fand, Sie sollten bei meinem kleinen Börsenmanöver ein bißchen mit von der Partie sein, zumal es uns beide ja nichts kostet. Deshalb habe ich für Sie an die Bank gekabelt und David gebeten, meine Bürgschaft zu bestätigen. »

«Mindestens fünfzigtausend Dollar für mich... ?» meinte Pat. «Das ist nicht übel für . . .»

«Eher sechzigtausend», fiel ihr die alte Dame ins Wort. «Ich

hoffe, Sie sind mir nicht böse?»

Pat wurde einer Antwort enthoben, denn in diesem Augenblick wurde über die Bahnhofslautsprecher das Eintreffen des Nachtzugs von Amsterdam nach Paris angekündigt.

«Nun», erkundigte sich Mrs. Vandermeulen, als die Ansage beendet war, «was grübeln Sie? Machen Sie sich doch keine Gedanken.»

Sie brach ab, denn in diesem Augenblick kam Mike Levyson angerannt. «Wie nett von Ihnen», rief sie, als sie ihn sah, «ich freue mich, daß wir uns noch von Ihnen verabschieden können!»

Mike warf ihr einen erstaunten Blick zu und wandte sich dann an Pat:

«Das wird eine Bomben-Story», sagte er, noch etwas außer Atem, «es fehlen mir nur noch die letzten Beweise, mit denen...»

Der Rest ging unter, denn der Zug lief ein.

Wellem brachte Mrs. Vandermeulens Koffer in eines der beiden für die alte Dame reservierten Abteile erster Klasse, half Mrs. Vandermeulen dann beim Einsteigen und blieb mit Pats Koffer an der geöffneten Tür des Schlafwagens stehen.

Er wartete auf Instruktionen.

«Fährst du etwa mit, Pat?» fragte Mike Levyson ungläubig. «Gerade jetzt, wo wir diesen tollen Scoop haben...»

«Es wird keine Story, Mike, denn es gibt keine Beweise mehr», sagte Pat. Mike starrte sie entgeistert an. Mrs. Vandermeulen nickte zufrieden.

Ein paar Wagen weiter warf ein Bahnbeamter mit roter Mütze und Lactasche bereits die offenen Türen zu.

«Mike, wir werden uns», fuhr Pat fort, «ein paar schöne Tage auf den Bahamas machen...»

«Sie kommen nicht mit?» sagte Mrs. Vandermeulen erstaunt. Sie zog sich ihren Schal enger um die Schultern. «Steigen Sie nun endlich ein, Pat, oder nicht?»

«Ich glaube nicht, Cornelia», sagte Pat, «leben Sie wohl! Grüßen Sie Edmond und all die anderen, wenn auch noch unbekannterweise! Ich werde mit Mike Urlaub machen – am Privatstrand meiner Villa, die ich mir kaufen werde...»

Der Abfahrtspfiff ertönte. Der Zug fuhr an.

«Ja, Cornelia», fuhr Pat fort, «ich werde mir von Ihrem freundlichen Geschenk Kingalas kaufen, solange sie noch so billig zu haben sind - das ist doch in Ihrem Sinne, nicht wahr?»

Mrs. Vandermeulen erstarrte.

«Sie... ?» fragte sie.

«Ja, ich», sagte Pat, «ich habe in diesen Tagen viel gelernt.»

Die Entfernung zwischen ihnen war größer geworden. Mrs. Vandermeulen lehnte sich weit aus dem Fenster.

«Wir müssen reden», schrie sie, «wir müssen verhandeln...»

Pat drehte sich lachend zur Seite.

«Auf zu den Bahamas», rief sie. «Nur frag mich nicht, was Kingalas sind.»